

2. Zugrundegelegte Methodologie & angewandte Methoden

In diesem Kapitel entwerfe ich zunächst meinen wissenssoziologischen Standpunkt, in dem ich wesentliche Grundzüge der Diskussionen um Wissen in bzw. nach der Postmoderne, das Verhältnis von Wissen und Nicht-Wissen etc. darlege. Ergänzend dazu stelle ich daraufhin meine Anknüpfung an die Diskurstheorie Michel Foucaults dar und richte sie im Sinne meines Forschungsvorhabens aus. Diese ersten beiden Teile des Kapitels dienen der Verortung meines Ansatzes und als grundlegende Orientierung innerhalb methodologischer Perspektiven. Nach einem Zwischenschritt, in dem ich in das interpretative Paradigma einführe, mündet meine methodologische Grundlegung in der in erster Linie durch Reiner Keller erarbeiteten Wissenssoziologischen Diskursanalyse (Keller 2008a) als Forschungsprogramm. Diese bietet mir für den folgenden Analyseteil die Grundlagen, um die sich verändernden Diskurse um Wissensarbeit und zeitgenössischen Tanz zu untersuchen. Bei der Anknüpfung an die Wissenssoziologische Diskursanalyse handelt es sich um eine Spezifizierung der zuvor dargelegten Begriffsverständnisse und Wirkungsweisen und um deren Operationalisierung zum Zwecke der Durchführung der Studie. Bevor in den nächsten beiden Kapiteln die Analysen der beiden Forschungsfelder durchgeführt bzw. deren Durchführung nachgezeichnet wird, skizziere ich zum Ende des ersten Kapitels noch die Grundzüge meines methodischen Vorgehens orientiert am Kategoriensystem der Grounded Theory (nach Strauss/Corbin 1996).

2.1 Anknüpfungspunkte innerhalb der Wissenssoziologie

Die moderne Wissenssoziologie nimmt ihren Ausgang bei Klassikern wie Scheler (1926) oder Mannheim (1964)⁵ und differenziert sich in den letzten Jahrzehnten zunehmend aus, was u.a. Knoblauch (2005) aufgearbeitet hat. Im

5 Für einen historischen Überblick vgl. Maasen 1999.

nachfolgenden Unterkapitel verorte ich meine Position und die sich daraus ergebende Forschungsperspektive anhand ausgewählter wissenssoziologischer Ansätze.

2.1.1 Reflexiv-kritische Analyse konkreten, verortbaren und gelebten Wissens

Zunächst möchte ich betonen, dass ich mich aus einer wissenssoziologischen und teilweise wissenschaftssoziologischen Perspektive mit den Transformationen gesellschaftlichen Wissens beschäftigen werde. Dies bedeutet, dass ich mich nicht oder nur am Rande mit philosophischen Aspekten, wie etwa der logischen Wahrheit von Wissen, befasse.

Im Rahmen dieser explorativen Studie geht es vielmehr um die soziale Produktion, Kommunikation und Verwendung von Wissen. In dieser Perspektive kann Wissen nicht für sich alleine - als wahre Tatsache - stehen, sondern wird von den gesellschaftlichen AkteurInnen und Institutionen kommuniziert. Dies beinhaltet Bewertungen und Tradierungen. Demgemäß geht es mir in erster Linie darum, die gesellschaftliche – oder auch kommunikative, bzw. diskursive Konstruktion von Wissen (in Anlehnung an Keller et al. 2005) zu beleuchten. Durch diese Auffassung von Wissen wandelt sich ebenso die Bedeutung und Rolle der Wissenschaft als eines der Hauptfelder der organisierten Wissensproduktion. (Vgl. Weingart 2003: 7)

Für Hannah Arendt (in Stehr/Meja 1982: 515 - 531) zeichnet sich die (Wissens-)Soziologie gerade dadurch aus, dass sie sich als „in der Welt“ verankert versteht und sich mit gesellschaftlichen Realitäten beschäftigt, während die Philosophie – in dieser sehr zugespitzten Gegenüberstellung – in der Wirklichkeit nicht möglich ist. (Vgl. ebd.: 516 f.) „In der vitalen Gebundenheit [der Soziologie; G.R.] liegt die Chance zur Erkenntnis.“ (Ebd.: 521) Sich mit den Zusammenhängen und Verstrickungen von Wissen auseinanderzusetzen biete die Möglichkeit, dessen soziale Erzeugung und Akzeptanz nachvollziehen zu können. Dagegen „der losgelöste Geist [der Philosophie; G.R.] ist entweder Ideologie oder Utopie.“ (Ebd.: 522) Im Sinne eines „Wille[ns; G.R.] zur Weltorientierung“ (ebd.: 516) ist es unablässlich, zur beobachteten Realität auf Distanz zu gehen, um sie reflektiert beurteilen zu können, dies jedoch sozusagen aus der Realität heraus und nicht als von vorne herein „freischwebende Intelligenz“ - wie sie mit Verweis auf Mannheim anmerkt (dem der Herausgeberband aus dem hier zitiert wird gewidmet ist). Damit hat „jede Zeit ihre eigene Ursprünglichkeit“ (ebd.: 522), was sie nicht als Relativismus verstanden wissen möchte, sondern als Relationismus der erkennenden Subjekte und ihrer Welt. Die Soziologie weist somit „Determinanten

des Denkens“ (ebd.: 524) auf, bezieht sich also auf die „gesellschaftliche[n] Konstruktion[en] von Wirklichkeit“ (Berger/Luckmann 1980) und bricht sie kritisch auf. Arendt kommt damit zu der Formulierung, die (Wissens-)Soziologie bewege sich „losgelöst in der Welt“. (Ebd.: 527; Hervorh. G.R.) Im Anschluss daran sehen Berger/Luckmann in ihrem o.g. zentralen Werk der neueren Wissenssoziologie deren Aufgabe darin, „die relativ natürliche Weltanschauung einer Gesellschaft“ (ebd.: 9) zu hinterfragen. Diese Weltbilder sind allerdings als lebensweltlich und alltagspraktisch tragfähige Konstruktionen ernst zu nehmen und nicht als 'bloße Hirngespinnste' zu verstehen. Plessner formuliert dazu im Vorwort zu Berger/Luckmann (1980): „Deshalb muss der Wissenssoziologe sich vor jeder Voreingenommenheit in puncto philosophischer Theorie, jeder Art von Ideologisierung hüten.“ (Ebd.: XIV) Dabei ist die Betonung im obenstehenden Zitat auf das Verb „hüten“ als Tätigkeit und Haltung zu legen. Im oben beschriebenen Arendtschen Sinne kann gerade die aktive und offene Auseinandersetzung mit den Verstrickungen in unsere Wirklichkeit(en) eine geerdete Diskussion von Interessen, Ablehnungen und Gleichgültigkeiten im diskursiven Sinne ermöglichen. Diese beschreibt und analysiert dann nicht neutral und objektiv, sondern konkret und involviert – bleibt bzw. wird dabei aber kritisch und legt Überzeugungen, Meinungen und Willensäußerungen zur Diskussion offen.

Es kann als erstes festgehalten werden, dass Wissen als genuin soziale Kategorie eingeführt wurde. Dies öffnet es für Befragungsmöglichkeiten, da es nicht (mehr) als kryptische Essenz unseres Daseins, sondern als gesellschaftlich und kommunikativ erzeugt und tradiert aufgefasst wird. Dies gibt aber auch neue Fragen auf, wie die Herausbildung und Transformation von Wissen (und Nicht-Wissen) konkret verlaufen kann, wie im Folgenden gezeigt werden soll. In meiner Studie wird analysiert, wie AkteurInnen in zwei exemplarisch ausgewählten Feldern innerhalb ihres jeweiligen Kontextes in erster Linie das Wissen über ihre eigenen Tätigkeiten und zum eigenen Subjektverständnis, zweitens aber auch das in ihrem jeweiligen Feld produzierte Wissen transformieren, wie dies geschieht und mit welchem Ziel diese Umdeutungen vorgenommen werden.

2.1.2 Der Wandel von Wissen in der „Weltrisikogesellschaft“ (Makroperspektive)

Auf der sozialen *Makroebene* kann, angesichts einer globalisierten und – innerlich wie äußerlich – entgrenzten Weltlage und damit einhergehender Veränderungen im Umgang mit (Nicht-)Wissen, mit Beck, Bonß und Lau (2004)

formuliert werden, dass in der Ausschließung von Einflussfaktoren zur Entscheidungsfindung kein geeigneter Weg zu sehen ist. Jede Handlung basiert auf einer letztlich problematischen Vereinfachung der Realität. „Es liegt in jedem Entweder-oder eine gewisse Naivität.“ (Ebd.: 9) Die „unausdrückbare Vielfältigkeit“ der weltlichen Phänomene bewegt sich jedoch „jenseits von Dichotomien“ (vgl. ebd.: 11) Weder im Denken noch im Handeln können wir aber der unabschließbaren Komplexität und Dynamik der Welt gerecht werden. Wissend, dass wir Verkürzungen und Bewertungen vornehmen müssen, agieren wir quasi „trotzdem“. Dies stellt an uns allerdings „Herausforderungen, neue Handlungs- und Entscheidungslogiken zu entwerfen“. (Vgl. ebd.: 16) Aufgrund des von Beck/Bonß/Lau (2004) diagnostizierten „Meta-Wandels“, dessen charakteristischste Facette die unabsehbaren „Nebenfolgen“ jeder Handlung/ Entscheidung sind, wird deutlich, dass die Reduktionsmechanismen der 1. Moderne als nicht mehr hinnehmbar angesehen werden: „Nur durch die Abgrenzung des jeweiligen Zuständigkeitsbereiches und die Ausklammerung eines nicht zu verantwortenden 'Rests' der Wirklichkeit kann sich das Rationalisierungspotential der Moderne voll entfalten.“ (Ebd.: 24) Dieses absichtsvoll „blinde“ Vorgehen darf ihrer Diagnose nach nicht weiter praktiziert werden.

Besonders markante Strategien innerhalb dieses Vorgehens waren (und sind) die

- *Marginalisierung*, also eine Nicht-Beachtung von Teilaspekten und Nebenfolgen
 - *Verzeitlichung*, im Sinne der Hoffnung, Wissenslücken in Zukunft zu schließen/Probleme später (besser) lösen zu können
 - *Ontologisierung*, also eine Quasi-Naturalisierung von Phänomenen i.S. eines Anthropozentrismus und die
 - *Monopolisierung* der Zuständigkeiten durch SpezialistInnen und Fachgebiete.
- (Vgl. ebd.: 28ff)

Da aber in vielen gesellschaftlichen Praxisfeldern – so eine weitere Grundannahme der Studie – solche 'Scheuklappen', die ein fokussiertes Vorschreiten erleichtern, kritisch selbst-distanzierte Reflexion erschweren oder verunmöglichen und damit Nebenfolgen unbeachtet lassen, bis zu einem gewissen Grad vorzufinden sind, wird in der Analyse beider in Transformation befindlicher Felder eine systematische Einschätzung der Entwicklungen versucht.

Hajime Nakamura (1982) fasst dies wie folgt:

„Der Westen ist für zwei fundamentale Fehler verantwortlich. Der eine ist Monotheismus – es gibt nur einen Gott -, und der andere ist das aristotelische Prinzip des Widerspruchs: Etwas ist entweder A oder Nicht-A. Jeder intelligente Mensch in Asien weiß, dass es viele Götter gibt und dass Dinge sowohl A als auch Nicht-A sein können.“ (zitiert nach Beck 2010)

Für die (Wissenschaft der) 2. Moderne ist daher kennzeichnend, dass „nach dem Prinzip des sowohl-als-auch gedacht werden muss“. (Beck/Bonß/Lau 2004: 32) Es handelt sich dann um ein inklusives und nicht mehr um ein exklusives Unterscheiden. Wissenschaft wird damit in sich pluralistischer und befragt sich stärker selbst. (Vgl. ebd.: 33ff) Krisen und offene Probleme/Fragen innerhalb der Forschung werden nicht als Ausnahme oder Anomalie verkleinert, sondern vergrößert in den Mittelpunkt gerückt, da an ihnen die eigene Position und deren blinde Flecken überprüft werden können. Diese Vorgehensweise bringt allerdings große Entscheidungsprobleme mit sich.

„Die für die 2. Moderne charakteristische Fragmentierung der Selbstbeschreibungs- und Beobachtungsperspektiven relativiert nämlich alle Perspektiven.“ (Ebd.: 57) Wer soll auf welcher Grundlage noch Analysen durchführen, Kritik üben oder Urteile fällen, wenn jeder Standpunkt und jede Überzeugung als gewollte Engführung einer ursprünglich komplexeren – jedoch so nicht zu erfassenden – Welt verstanden wird? Der erkenntnisfähige Mensch wird sich dadurch also selbst zum Problem, muss aber dennoch handlungsfähig bleiben. Wie genau eine von Beck und Lau propagierte „kosmopolitische Sozialwissenschaft“ (ebd.: 61) konkret gestaltet werden kann und soll, bleibt zunächst unklar. Es scheint, als müsste sich zunächst die Einsicht über die Fehlerhaftigkeit und Begrenztheit unserer Welterkenntnis tiefgreifender breitmachen, bevor konkrete Konsequenzen daraus gezogen werden können. Den Wissenschaften kommt im Moment die Aufgabe zu, Praxisfelder und (damit) auch sich selbst kritisch auf einseitige Entscheidungsmuster und verkürzende Perspektiven zu untersuchen. Denn bisher scheint nur festzustehen:

„Selbstbeschreibungen betreffen stets Vereinfachungen der Wirklichkeit. Man kann diese Unvollständigkeit als Ausdruck eines spezifischen 'Nichtwissens' – ein Nichtwissen über das eigene Verhältnis zur Umwelt – interpretieren, das nicht beseitigt werden kann. Jede Reflexionsformel bleibt unvollständig, eine Betonung bestimmter unter Weglassung anderer Aspekte. Eine Entwicklungsrichtung, die in den skizzierten Veränderungen angelegt zu sein scheint, ist eine größere Fähigkeit von Selbstbeschreibungen genau diese Unvollständigkeit mitzureflektieren.“ (Beck/Holzer 2004: 192)

WissenschaftlerInnen produzieren also im Moment – mit Maasen gesprochen – „Denkfiguren, mit denen sie die Unbeobachtbarkeit der Welt aushalten und Intransparenz produktiv werden lassen“. (Maasen 1999: 53)

Auf dieser globalen Betrachtungsebene kann also gezeigt werden, dass Wissen mehr denn je an Eindeutigkeit verliert und als plural und umkämpft wahrgenommen wird. Durch diesen Betrachtungswinkel ergeben sich insbesondere Fragen bezüglich des Umgangs mit Wissen und (nicht-)gewusstem Nicht-Wissen (siehe dazu 2.1.4).

Für die vorliegende Studie selbst bedeutet dies, ihre eigene Begrenztheit und zwangsläufige Einseitigkeit anzuerkennen, mitzudenken und die getroffenen Forschungsentscheidungen transparent zu machen, um sie damit für Kritik zu öffnen.

In Bezug auf die beiden zu analysierenden Forschungsfelder steht die Frage im Mittelpunkt, welche Denkfiguren in ihnen entworfen werden, um künstliche Eindeutigkeit zwecks Handlungsfähigkeit herzustellen und welche Auswirkungen damit verbunden sind.

2.1.3 Die soziale Produktion von Wissen im Labor (Mikroperspektive)

Knorr Cetina (2002a; 2002b) untersucht in ihren Laborstudien auf der *Mikroebene* den sozialen Produktionsprozess naturwissenschaftlichen Wissens. Ihr „analytischer Blick auf die Erzeugungscharakteristiken“ (2002a: XII) von Wissen, in Form einer ethnologischen Forschung, arbeitet heraus, wie an diesen „arrangierten Orten“ unter der Maßgabe der „Verbesserung“ eine „Domestizierung natürlicher Prozesse“ verfolgt wird. (Vgl. ebd.: XIV) Sie wählt diese spezifische Analyse von Detailpraktiken der Wissensproduktion anstatt sich global mit Wissenskulturen zu beschäftigen. (Vgl. 2002b: 13)

In Folge einer „opportunistischen Logik der Forschung“ (ebd.: 90f) – die systemtheoretisch mit der gesellschaftlichen Aufgabenbeschreibung dieses Teilsystems erklärt werden könnte – erfolgt im Labor zunächst eine „Herauslösung aus den Entstehungszusammenhängen“, die die untersuchten Forschungsgegenstände als „Findings“ umdefiniert. (Vgl. ebd.)

Daraufhin werden diese Einzelteile im Forschungsverlauf neu arrangiert und kontextualisiert. Knorr Cetina spricht dabei von der „Metaphern-Theorie der Innovation“ (ebd.: 123). Neue Details müssen in ein bestehendes (Verständnis- oder Wissens-)Netz passen, um weiterverwandt werden zu können. Im Sinne einer „Gelegenheitsrationalität“ (ebd.) werden Entdeckungen, Neuzüchtungen usw. so im wissenschaftlichen Spektrum und letztlich im Forschungsfeld platziert, dass sie Anschluss an bisheriges Wissen ermöglichen und gleichzeitig

gezielt und konkret darüber hinausgehen.⁶ In den schließlich dazu verfassten 'Papers' wird die Forschungsleistung so „inszeniert“, dass der betreffende Forschungszweig sie aufnehmen kann und will.⁷ Dabei entsteht ein Netzwerk aus ForscherInnen und Dingen, also den Untersuchungsgegenständen, Apparaturen und Hilfsmitteln – eine Art Kollaboration oder Schulterschluss. Die Abläufe werden demnach nicht einseitig von den WissenschaftlerInnen geplant und gesteuert, sondern diese gehen enge Verbindungen in den Interaktionen mit ihren Werkstoffen und Analyseinstrumenten ein. „Der Begriff epistemischer Kulturen legt die Betonung auf Erkenntnisstrategien“ (ebd.: XVII). Es geht Knorr Cetina also um zweierlei:

Zum einen möchte sie aufdecken, wie wenig objektiv, technisch kontrolliert und 'rein' die wissenschaftliche Arbeit im Labor und die hervorgebrachten Erkenntnisse sind. In ihren Augen entstehen die Laborleistungen und -produkte in einer zielgerichteten und interessegeleiteten postsozialen Verknüpfung von Dingen und Menschen.

Zum anderen möchte sie transparent machen, wie die in klassischer Manier sozialisierten ForscherInnen zunächst in der Versuchsanordnung, dann während der Durchführung und schließlich in der Auswertung und Verschriftlichung ihrer Vorhaben selbst aktiv an einer „Vertuschung“ (ebd.: 241) der Abläufe beteiligt sind. Durch die Aufklärung der dort Tätigen selbst, als auch des die Ergebnisse rezipierenden (Fach-)Publikums über die vielfältigen (post)sozialen Abläufe in Forschungszentren, die gewöhnlich ausgeblendet, verschwiegen und geschönt werden, visiert sie eine 'ehrlichere' und damit offenere Forschungskultur an. Diese Offenlegung einer größeren (jedoch weiterhin nicht 'vollständigen') Bandbreite an Handlungen und Interpretationsleistungen zum Zwecke der Erkenntnisproduktion kann das Verständnis von und die Sicht auf wissenschaftliches Wissen aufbrechen. Wie daraufhin aber mit diesem verändert aufgefassten Wissen (gesellschaftlich) umgegangen werden kann und soll, bleibt in ihren Darstellungen offen, da sie ihre Untersuchung auf die Vorgänge im Labor konzentriert.

Sie macht aber deutlich, dass Wissensproduktion und -transformation immer absichtsvoll geschieht – wenn auch die Zielerreichung in der sozialen

6 Vgl. Nowotny 2007 zum Charakter der „Innovationskultur“ der modernen Gesellschaft als Leerstellen (der Forschung) füllende Hoffnung.

7 So wie das auch hier in diesen Ausführungen und bei Knorr Cetina selbst geschieht: 'kritische' GeisteswissenschaftlerInnen reflektieren über naturwissenschaftliche Forschungsgewohnheiten und Erkenntnismodi, weisen Fehlentwicklungen oder zumindest blinde Flecken nach und geben Hinweise zur Behebung des Problems. Dies geschieht zwangsläufig größtenteils aus der eigenen Forschungslogik heraus.

Praxis nicht so leicht sichergestellt werden kann wie (vermeintlich) in Labor-situationen.

An die Stelle einer vertuschenden (Natur-)Wissenschaftskultur, die die Entstehungszusammenhänge ihrer Forschungspraktiken und der Forschungsergebnisse ausblendet, stellt Knorr Cetina die produktive Akzeptanz unserer Wissen als soziale Gebilde.

„Sie [die soziale Wissensproduktion; G.R.] überrascht, weil wir der Wissenschaft die Erzeugung einer Äquivalenz zwischen den Fakten der Natur und den Fabrikationen des Labors sowie zwischen letzterem und dem wissenschaftlichen Papier als schriftlichem Produkt der Laborarbeit zuschreiben; sie überrascht nicht, weil die Wissenschaft selbst die lokale Ansässigkeit und Determiniertheit der Informationsorganisation postuliert hat, die die Quelle ihrer Entwicklung zu sein scheint.“ (Ebd.: 244)

Dadurch soll die Leistung (natur-)wissenschaftlicher Forschung jedoch nicht komplett in Zweifel gezogen werden. Vielmehr können ihre Errungenschaften konstruktiver aufgegriffen werden, wenn sie als Resultat postsozialer Interaktionen zwischen Dingen und ForscherInnen aufgefasst werden. Daraus entsteht immer weiter soziale wirkmächtige Wirklichkeit, die zudem nicht länger strikt zwischen Mensch und Dingwelt trennt.

„Es ist die Transformation, die die Weiterführung sozialen Handelns garantiert und die wir als Mechanismus der sozialen Integration ansehen müssen.“ (Ebd.)

In diesem Teilkapitel sollte hervorgehoben werden, dass die Produktion von Wissen u.U. sehr intentional erfolgen kann und zu diesem Zweck institutionalisiert wird. (Vgl. hier das Beispiel des Labors, zu denken sei aber bspw. auch an politische Wissensproduktion und ihre Organisation.) Zudem sollte deutlich werden, dass das produzierte Wissen sehr schnell „naturalisiert“ wird. D.h., dass – teils absichtsvoll, teils unbeabsichtigt – in sozialen Prozessen „vergessen“ wird, dass Wissen gemacht ist und es dadurch auch schwerer hinterfragt werden kann.

Im Hinblick auf die beiden erstellten Analysen in Kapitel 3 und 4 wird festgehalten, dass auch innerhalb eines konkreten Feldausschnittes unter der grundsätzlichen Maßgabe der Produktivität das jeweilige Selbstverständnis und Tun laufend umgearbeitet wird. Der zeitgenössische Tanz bemüht sich – bei aller inneren Vielstimmigkeit – ebenso um ein fassbares Selbstverständnis oder Erscheinungsbild und hebt den gesellschaftlichen Nutzen moderner Tanzkunst hervor, wie auch kreative WissensarbeiterInnen versuchen, ihrem Tun und den daraus entstehenden Produkten Sinn zu verleihen. Diese Sinnbausteine müssen – wie in den ersten Grundlegungen zur sozialen Produktion von und dem

Umgang mit Wissen aufgezeigt – in bestehende Wissensordnungen und Verständnisnetze eingefügt werden. Wie dies in den beiden genannten Feldern geschieht oder zumindest versucht wird, ist Gegenstand beider Analysen und ihrer anschließenden Zusammenführung.

2.1.4 Ergänzende Bemerkungen zur Wissen(-sproduktion) als kultureller Praxis

Prinzipiell folge ich mit der vorliegenden Studie der Grundannahme, dass „die kulturellen Praktiken der Wissenschaft“ nach Arnold (2004) auf zahllosen gewohnheitsmäßigen und 'unbewussten' Vorstellungen fußen. Mit Polanyi könnten diese als „tacit knowledge“ (ebd.: 21), also im weitesten Sinne als 'implizites Wissen' über die Abläufe in der Wissenschaft verstanden werden. Auch können die vollführten „Erkenntnis-Praktiken“ (ebd.: 24), im Rahmen der „Bräuche“ der Wissenschaften, mit der Habitus-theorie Bourdieus als akteurs-spezifische Anpassung an ein soziales Feld verstanden werden, welches sich durch das Wirken der Habitus dabei auch umgekehrt weiterentwickelt. (Vgl. ebd.) Eine besondere Ordnungsfunktion kommt dabei – in Abgrenzung von (situativ) flüchtigen körperlichen Kulturtechniken, wie dem Sprechen, Zeigen (in Vortrag oder Lehre) etc. – der Schriftkultur der exakten Wissenschaften zu. „Erst nachdem sich das Denken auf einem Blatt Papier als Zeichenform materialisierte, war es möglich, das Denken zu systematisieren.“ (Ebd.: 25) Dem gegenüber können aber die wissenschaftlichen Produktionsprozesse von Erkenntnis auch als diskursive Handlungen - im weiten Sinne, also inklusive der körperlichen Abläufe - betrachtet werden. Auch etwa im Moment des Vortragens von Ergebnissen tritt die Koppelung von „Performativität und Erkenntnis“ (ebd.: 31) deutlich hervor. „Methoden als Form der Disziplinierung“ (ebd.: 36) und Objektivierung und „Signale des 'ordentlichen' Vorgehens“ (ebd.: 37) ordnen dabei das soziale Unterfangen Wissenschaft.

Diese kurze Aufzählung sei nur angeführt, um die mögliche Spannbreite der Fragen an die sozialen Produktionsbedingungen von Wissen anzudeuten. Diese Zusammenhänge werden in den Kapiteln 2 und 3 aufgegriffen, denn letztlich sind in der vorliegenden Studie (mindestens) drei Ebenen von diesen Überlegungen betroffen:

Erstens unterliegt die vorliegende Studie selbst den geltenden Strukturen und Ordnungen wissenschaftlicher Erkenntnisfabrikation. Sie knüpft an bestehendes Wissen in unterschiedlichen Bereichen an, orientiert sich an akzeptierten Formen systematisch-methodischer Forschung und stellt die Ergebnisse in einer kulturell angemessenen Form dar. Auf die Verwicklungen in Wissenschaftstraditionen wird im Schlusskapitel Bezug genommen.

Zweitens existiert bereits Wissen zu den beiden zu analysierenden Feldern oder Feldausschnitten durch die sich damit befassenden Teildisziplinen (z.B. Tanzwissenschaft und Arbeitssoziologie). In den verschiedenen wissenschaftlichen Teilbereichen wurden, aus ebenfalls sozial gerahmter Perspektive unter Einbeziehung von Absichten und beeinflusst durch das dynamische Zusammenspiel unterschiedlicher AkteurInnen, ordnende Bilder zu den Bereichen der kreativen Wissensarbeit und des zeitgenössischen Tanzes (als Wissenskultur) bereitgestellt. Im Rahmen der Analysen bemühe ich mich, diese Einflüsse mitzureflektieren.

Drittens weisen beide Felder ausdrücklich Wissen als wesentlichen eigenen Bestandteil aus. Dieser letzte Aspekt ist für die Studie von besonderer Bedeutung: Welche Setzungen und Argumentationen werden jeweils vorgenommen, um plausibel erscheinen zu lassen, dass Erwerbsarbeit in Form aktueller (kreativer) Wissensarbeit signifikant andere Merkmale aufweist und für die AkteurInnen ein spezielles Tätigkeitsfeld darstellt, als als körperlich verstandene Arbeit? Und: Was bewirkt der Verweis auf Tanz als Form gesellschaftlicher Wissensproduktion gegenüber dem Verständnis des Tanzes als freie oder 'schöne' Kunstform? Wie positionieren und verhalten sich die AkteurInnen innerhalb dieser neuen Rahmungen?

2.1.5 Die Frage nach dem Umgang mit Nichtwissen: „Reflexive Wissenspolitik“

Wie in Kapitel 2.1.2 bereits angedeutet, kommt in einer als zunehmend dynamisch und komplex angesehenen Welt-Gesellschaft der stets unbeabsichtigten und teilweise unbemerkt mitlaufenden Produktion von Nichtwissen über neu entstehende Zusammenhänge insbesondere in seiner wissenschaftlichen Reflexion wachsende Bedeutung zu. Es lässt sich nach den oben vorgestellten Ansätzen nicht oder kaum vermeiden, durch Entscheidungen nicht gewollte und unabsehbare „Nebenwirkungen“ hervorzurufen.

Als Reaktion auf die wachsende gesellschaftliche Problematisierung und das exponentielle Wachstum von Nichtwissen entwirft Wehling (2006) das Konzept der „reflexiven Wissenspolitik“ (ebd. 328ff). Im Sinne einer „Politik der Wissensdiversität“ (Rammert zitiert in Wehling 2006: 330) steht dies für die „Anerkennung pluraler Wissensformen“ (Wehling ebd.). Anschließend an Beck et al. und die Theorie der reflexiven Modernisierung läuft dies auf die Akzeptanz und Durchsetzung von „sowohl-als-auch-Wirklichkeiten statt ontologischer Fakten“ (ebd.: 336) hinaus. Es stehen sich in seinem Verständnis also qualitative Diversität und quantitatives Wachstum von Wissen gegenüber. Moderne

Wissensordnungen sollen aufgebrochen und zum Thema offener Auseinandersetzungen gemacht werden. (Vgl. ebd.: 330) Nichtwissen wird so vom Problem und Unvermögen zum Potential von Gesellschaftsentwicklung umgedeutet. Die „Politisierung des Nichtwissens [...] besitzt vielmehr ein nicht zu unterschätzendes Potential zur Infragestellung und Transformation nicht nur der sozialen Beschreibung und Selbstdeutung der gegenwärtigen Gesellschaft, sondern auch ihrer institutionellen und sozialen Routinen.“ (Ebd.: 335) Jeweils in einzelnen Feldern bestehende Wissenspositionen und -vernetzungen bezeichnet Wehling (in Schützeichel 2007: 704ff.) als „Wissensregime“. Diese können konkret untersucht werden, um herauszuarbeiten, welche Praxisformen darin auf welche Weise auszumachen sind.

Im vorliegenden Fall sind die sich neu formierenden „Wissensregime“ in Kreativarbeit und Tanzkunst Gegenstand dieser Dekonstruktion und Reflektion. Es werden zunächst in den beiden Analysekapiteln die sich herausbildenden Programmatiken herausgearbeitet, die im Analysezeitraum (2006-2010) die beiden Feldausschnitte maßgeblich geprägt haben. Daran anschließend wird gefragt, um welchen Preis bzw. unter Nichtbeachtung welcher Parallel- und Folgeentwicklungen die jeweilige Fokussierung in den Analysefeldern vorgenommen wurde. Dies scheint notwendig, da die ProtagonistInnen in beiden Feldern, die mediale und in Teilen auch die wissenschaftliche Begleitung, Folgen und Auswirkungen zu wenig bis gar nicht mitreflektieren.

Wengleich auch die hier dokumentierte reflexive Einholung gesellschaftlicher Entwicklungen in Form wissenschaftlicher Analyse als begrenzt angesehen werden muss, kann sie dennoch über die unmittelbare pragmatische Wissensproduktion der sozialen Praxis außerhalb der Wissenschaft hinausgehen. Mit der Bewusstmachung, dass es zukünftig immer stärker um die politisch/diskursive Aushandlung von Entscheidungen ins Ungewisse gehen wird, ist auch die Perspektive angestoßen, dass eine Selbstbegrenzung (nach Beck auch eine „Utopie des Weniger“) nicht länger als Schwäche denn als reflexive Kompetenz anerkannt wird. Im Großen und Ganzen muss die Wissenschaft lernen, ihre lange tabuisierte, geleugnete und abgewehrte 'Abhängigkeit' gegenüber (oder besser: in) der Gesellschaft nicht mehr als Makel aufzufassen, sondern als Verankerung zu verstehen. (Vgl. Weingart 2003: 74) Das moderne Paradigma der 'Unabhängigkeit' sozialer AkteurInnen und Institutionen bricht immer weiter in sich zusammen, um so mehr deutlich wird, wie wenig mittels dieser Sichtweise zukünftige Herausforderungen gemeistert werden können. Dazu gehört auch – wie bei Knorr Cetina im Mittelpunkt zu finden – die Entmystifizierung der Forschenden. (Vgl. ebd.: 77) Bisher kann darauf bezogen nach Nordmann (in Zittel 2002: 47 - 65) gelten: Moderne Forschung fixiert die Welt („fixation of belief“) und führt zur Verhärtung der Wirklichkeit,

stellt also einen (Orientierung gebenden) Käfig dar. (Vgl. ebd.: 52) Zudem macht sich Wissenschaft dieser Form nach der Produktion solcher Rahmungen selbst unsichtbar, um hinter die „Entdeckungen“ zurückzutreten. (Vgl. ebd.: 53) Die Grenzen und Problem-dynamiken dieses Modells treten nun immer deutlicher zu Tage. Umgekehrt werden aber auch erste Perspektiven deutlich, wie mit dem veränderten Status des Wissens umgegangen werden kann. Hierzu geben die beiden folgenden Unterkapitel weiteren Aufschluss.

Die bisher rekonstruierte Diskussion um den Stellenwert von und den Umgang mit (Nicht-)Wissen zusammenfassend, hält Wehling fest:

„Wissen ist nicht einfach eine Eigenschaft oder ein 'Besitz' wissender Individuen. Sondern eine Implikation, ein Effekt der (Forschungs-)Praktiken, in die die Individuen involviert sind. Dies gilt gleichermaßen für das Nichtwissen, und zwar gerade dann, wenn es unerkannt bleibt. Unknown unknowns signalisieren nicht einfach das Fehlen von Wissen 'in den Köpfen' der Individuen, sondern sind 'eingebettet' in die Praktiken der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion (und ihrer technischen Anwendung). Zweitens bietet die empirische Analyse und Rekonstruktion der Erzeugung wissenschaftlichen Nichtwissens den jeweils beteiligten Wissenschaften (und zum Teil auch der Forschungspolitik) Chancen zur reflexiven Gestaltung der Problematik. Die Grenzen des eigenen Wissens, 'Blinde Flecken' des theoretischen Zugangs, Ausblendungsverluste der experimentellen Praxis, unhinterfragte Routinen u.ä. können zum Gegenstand wissenschaftlicher Selbstreflexion werden, die durch geeignete institutionelle Rahmenbedingungen gefördert werden könnte.[...] Dies darf jedoch nicht zu dem Trugschluss verleiten, man könne (wissenschaftliches) Wissen gewinnen, ohne dass dabei Nichtwissen mitproduziert würde. Somit taucht die Frage auf, wie moderne, verwissenschaftlichte Gesellschaften mit dem Nichtwissen und dessen pluralisierten Wahrnehmungen umgehen können und sollen.“ (Wehling in Schützeichel 2007: 491)

Diese hier zusammengefasste Position betrifft in Form der Ausrichtung dieser Studie nicht nur die Wissenschaft (also den Modus der Durchführung der Analysen), sondern vor allem die analysierten Praxisfelder. Ausgangsannahme und Anlass zur Durchführung der Untersuchungen war es, dass die Umdeutungen in beiden Feldern gerade (weitgehend) ohne ein Verständnis für die eigene Gefangenheit in weiteren Beziehungen (Komplexität) und sich aus den Entscheidungen ergebenden Dynamiken erfolgten. Die vorliegende Studie will es leisten, die in den Praxisfeldern vorgelegten Entwürfe zukünftiger Erwerbsarbeit und Tanzkunst im Hinblick auf die sich ergebenden Nicht-Wissen zu analysieren.

2.1.6 Die Pragmatische Wissenssoziologie als öffnende und befreiende Perspektive

Nach Lyotards (2005) Unterscheidung zwischen narrativem und diskursivem Wissen bricht der Übergang von ersterem zu letzterem die Akzeptanz des tradierten Wissens auf. „Sich über den 'Sinnverlust' der Postmoderne zu beklagen, bedeutet zu bedauern, dass das Wissen hier nicht mehr hauptsächlich narrativ ist.“ (Ebd.: 84) In Erzählungen über die Realität (wie es auch in wissenschaftlichen Abhandlungen zu finden ist) kann überkomplexe, hyperdynamische und chaotische Realität dennoch immer wieder in konsistente Beschreibungen, Einordnungen und gar Erklärungen münden. Die Aufgabe dieser Möglichkeit und die Anerkennung diskursiver Interdependenz als akzeptablerem Verständnis für unsere Wirklichkeit stellt die Wissenschaft und andere Praxisfelder bisher noch vor teils unlösbare Probleme. Schließlich muss das eigene Vorgehen und vor allem müssen erwartete Produkte in bestehende Logiken und Ordnungen passen, um weiterverwertet werden zu können. Unabgeschlossene Darstellungen oder in sich widersprüchliche stehen einer erfolgreichen Erledigung der dem jeweiligen Teilsystem zugewiesenen Aufgaben im Wege. Oder mit einem Bonmot Luhmanns ausgedrückt: „Das moderne Wissen muss sich Erklärungen gefallen lassen. Wie kommt es damit zurecht?“ (Luhmann 1995, zitiert nach Maasen 1999: 5) Die Fragwürdigkeit ehemaliger Gewissheiten wird also zunächst als Irritation und Last aufgefasst, denn als Chance, den Nimbus des (wissenschaftlichen) Wissens zu knacken. Jedoch ist jede Form des (menschlich erdachten) Zugangs zu Welt und Wissen in jeder Weise 'vorformatiert'. Eine objektive Betrachtung des gesellschaftlichen Wissen kann (auch) die reflexive - oder hier postmoderne - Perspektive nicht bieten. Sie kritisiert ja gerade diese durch die moderne Wissenschaft bisher immer vorgetauschte Eindeutigkeit.

„Das wissenschaftliche Wissen kann weder wissen noch wissen machen, dass es das wahre Wissen ist, ohne auf das andere Wissen – die Erzählung – zurückzugreifen, das ihm das Nicht-Wissen ist; andernfalls ist es gezwungen, sich selbst vorzusetzen, und verfällt so in das, was es verwirft, die *petitio principii*, das Vorurteil. Aber verfällt es ihm nicht auch, wenn es sich durch die Erzählung autorisieren lässt?“ (Lyotard 2005: 91)

Gerade aufgrund dieser Zirkularität und Eingebundenheit allen Wissens bedarf es einer grundsätzlichen Relativierung seiner Bedeutung und seiner (gesellschaftlichen) Stellung. An die Stelle seiner Akzeptanz als jeweilige Antwort und seine Schließungsfunktion muss sein Wesen als Frage und Öffnung in der Dis-

kussion hervorgebracht werden. Anderenfalls bleibt es immer nur „Produktivkraft des Kapitals“ (ebd.: 132), d.h. Mittel zum Zweck, weshalb Lyotard von der „Taylorisation de la recherche“ (ebd.: 120) spricht.

„Die optimale Wirkung [des Wissens, bei Lyotard in Bezug auf die universitäre Ausbildung; G.R.] besteht im optimalen Beitrag der höheren Ausbildung zur besten Performativität des sozialen Systems.“ (Ebd.: 141)

Somit ist für Lyotard in seinem kritischen Ansatz die „Paralogie“ (ebd.: 190) das Ziel einer nicht marktgängigen Wissenschaft. Unschärfen und Widersprüche werfen Fragen auf, die einer sofortigen Weiterverwendung entgegenstehen und Anlass geben, das Aufbrechen des kommensurablen Wissens voranzutreiben und Vielfalten entstehen zu lassen. (Vgl. ebd.: 191) Ein Schritt auf dem Weg hin zu einer Umdeutung der Wissenschaften besteht nach Wehling (2006) in der insbesondere von Luhmann verfochtenen Strategie, zunächst zumindest die blinden Flecken jeder Disziplin – und letztlich aller ForscherInnen – untereinander intensiver auszutauschen. (Vgl. ebd.: 85) Damit kann wenigstens ein Teil der Begrenztheit erfasst und zum Thema gemacht werden – und es sollte dann ein wenig schwerer fallen, an die Idee der 'reinen', untrüglichen Wissenschaft zu glauben. Dies liegt nahe, da das Risiko, die Forschungsgegenstände und letztlich unser Weltgeschehen nicht mehr analytisch kontrollieren zu können, zunächst davor zurückschrecken lässt, diese scheinbar noch sichere Bastion aufzugeben. Den Schleier der sich selbst stark redenden Wissenschaft der 1. Moderne, die in anderen Konzepten als 'Mode 1' der Wissensproduktion (insbesondere Nowotny et al. 2004) bezeichnet wird, zu lüften, gerät aber zunehmend zur Zwangsläufigkeit.

Auch hier seien wieder zwei Ebenen genannt, die im Rahmen der vorliegenden Studie von den genannten Überlegungen betroffen sind. Zunächst stellt es für eine Forschungsarbeit in Zeiten der Suche nach wissenschaftlicher Exzellenz⁸ eine Schwierigkeit dar, kein rundes und in sich geschlossenes Bild der untersuchten Wirklichkeit zu präsentieren. Im Zuge der Erarbeitung muss daher darum gerungen werden, an welchen Stellen glatte Schlussfolgerungen zulässig und angemessen sind und wo eher in Form von Fragen oder sich bis dato nicht vereinbarer Teilergebnisse ins teilweise noch Offene und Widersprüchliche formuliert werden muss, um dem erhobenen Szenario gerecht zu werden.

8 Vgl. „zur sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz“ insbesondere Münch 2007.

Außerdem stellt sich in beiden Untersuchungsfeldern die Frage, wie sehr ihre AkteurInnen dazu verdammt sind, sich als zukunftsfähig zu verkaufen und zu diesem Zweck Umdeutungen vornehmen und damit verbundene 'blinde Flecken' zu ignorieren oder zu verschweigen. Sowohl für die zu analysierende kreative Wissensarbeit als auch für den zeitgenössischen Tanz als 'Wissenskultur' kann die Leitfrage formuliert werden, ob und wie in beiden Feldern versucht wird, ein rundes Bild eines sich an die Anforderungen an die Wissensgesellschaft des 21. Jahrhunderts anpassenden Tätigkeitsbereichs zu entwerfen und dabei sich ergebende Ungereimtheiten unter den Tisch zu kehren. Unter eben diesem will die vorliegende Untersuchung kehren und die vorgefundenen 'Krümel' und 'Reste' genauer betrachten, um sie schließlich in einer dazu windschief angeordneten Logik zusammenzusetzen und die vordergründig präsentierte Form befragbar zu machen.⁹

2.1.7 Der „Mode 2“ der Wissensproduktion als Möglichkeit zur Weiterentwicklung

Gemeinsam mit Gibbons und Scott hat Helga Nowotny (2004) einen Entwurf vorgelegt, „Wissenschaft neu [zu] denken“. Aufgrund der – oben aufgezeigten – „wachsenden Kontextualisierung und Vergesellschaftung von Wissen“ (Nowotny et al. 2004: 25) und der ebenso beobachtbaren Verwissenschaftlichung von Gesellschaft, gerät wissenschaftliches Wissen immer stärker unter (Legitimations-)Druck. Es wird stärker in Frage gestellt und durchläuft grundsätzlich verschlungenere Wege als bspw. einfach nur per Forschungsauftrag aus dem Amt ins Labor und von dort als Artikel in den Sammelband der Bibliothek zu wandern. Der Vorteil einer hier verkürzt skizzierten stark formalisierten Wissensproduktion und -rezeption (alter Ordnung) lag in einer gewissen „Zuverlässigkeit“ (vgl. Nowotny et al. 2004: 74) dieses spezialisierten und 'ruhenden' Wissens. UrheberInnen konnten relativ klar benannt, Anwendungsbereiche überblickt und Folgen abgeschätzt werden. Dies war lange eine weit verbreitete Meinung über formalisierte Wissenskulturen. Allerdings konnte ein stark abgeschirmtes ExpertInnenwissen wenig in andere Bereiche der Gesellschaft ausstrahlen und dort für – heute dringend gesuchte – 'Innovationen' sorgen. Diesem neuen Paradigma unterliegt unser Wissen in vielen Fällen aber inzwischen. Es soll möglichst unmittelbar dazu dienen, Gesellschaft bzw. ihre Teilbereiche erfolgreich weiterzuentwickeln. Es geht also

9 Vgl. zur Problematik des „Exzellenten Kulturbetriebs“ Klein 2007.

um eine gemeinsame, parallele und in Teilen voneinander abhängende Entwicklung von Wissen(-schaft) und Gesellschaft. (Vgl. Nowotny et al. 2004: 25) Da die (nicht nur wissenschaftliche) Produktion von und der Umgang mit Wissen immer stärker durch die (über)proportionale Mit-Produktion von Nichtwissen sowie durch ein 'Ausfransen' der Fächer- oder Ressortgrenzen und Zuständigkeitsbereiche gekennzeichnet zu sein scheint, nehmen Unsicherheit, Probleme mit „Abgrenzungskriterien“ (ebd.: 76) und Konflikte durch veraltete Symbolsysteme zu. Möglichst vernetztes, dynamisches Wissen ist vermeintlich starren Wissensverbünden überlegen, lässt sich aber schlechter kontrollieren – was auch für die aus ihm resultierenden Handlungsfolgen gilt.

Dagegen soll der sog. „Mode 2 der Wissensproduktion“ (und seiner -handhabung) die Produktion „gesellschaftlich robusten Wissens“ (ebd.: 276 ff.) ermöglichen. Aufgrund niedrigerer Differenzierung und stärkerer Kontextualisierung kann Wissen fester in der Gesellschaft verankert werden. Seine Produktion und sein Gebrauch verlieren also ein Stück Exklusivität (u.a. z.B. durch den erweiterten Zugriff auf Daten im Internet), gewinnen im Gegenzug aber Akzeptanz und werden zudem dezentral weiterentwickelt. Es erhöht sich also nicht nur die symbolische Wertschätzung (durch bessere Kommunikation 'nach außen'), sondern auch die gesellschaftlich einschätzbare Validität des Wissens, da Fehler ('bugs' – um im beispielhaft gewählten Bild zu bleiben) und Schwierigkeiten von allen angeschlossenen Parteien angegangen und unmittelbar weiterentwickelt werden können. (Vgl. ebd.: 28) In diesem Szenario wird Wissen nicht umso mehr diskreditiert, desto mehr es diskutiert wird, sondern es wird dadurch „robuster“, es wächst sozusagen an der Kritik. An die Stelle von 'Wahrheiten' die gefunden oder produziert und dann genutzt werden können, tritt ein stets nur vorläufiges Verständnis der empirischen Welt. (Vgl. ebd.: 29) Damit geht auch eine stärkere Verzahnung der Einzeldisziplinen einher, da bereits an diesem Punkt ein wertvoller Austausch über jeweilige blinde Flecken einsetzen kann – und die Fragen aus einem anderen Fachbezug nicht länger stören sondern nützen. (Vgl. ebd.: 31) Da unser Wissen diesem Verständnis nach immer unvollkommen bleibt, setzt ein fortwährendes Neuverhandeln ein. Somit pendelt der 'Mode 2' stets zwischen Festlegung und Offenheit. (Vgl. ebd.: 32f) Dem Vorwurf einer „Bastardisierung des Wissens“ setzt Nowotny das Argument seiner zunehmenden „Demokratisierung“ entgegen. (Vgl. ebd.: 34) Das „robuste Wissen“ ist somit ein „kultureller Ausdruck, der aus neuen Figuren der Interaktion zwischen Technologie, Wissenschaft und Formen des gesellschaftlichen Lebens hervorgegangen ist.“ (Ebd.: 35) Den Wandel vom 'Mode 1' zum 'Mode 2' der Wissensproduktion bis hierher zusammenfassend bewertend kann gelten:

„Unvermeidlicherweise wird dadurch die Autorität der Wissenschaft immer enger an konkrete Praxis, ihre Ergebnisse und Folgen gebunden, sowie an die Glaubwürdigkeit der Institutionen, mit denen Wissenschaft als eng verbunden gesehen wird.“ (Ebd.)

Als Bild und „Ort“ für diese starke Verbindung von Wissenschaft und Gesellschaft führen Nowotny et al. die „Agora“ (ebd.: 37) ein. In der Nachfolge des „Konsens-Zeitalters“ und der „Moderne der großen Probleme und Lösungen“ (ebd.) sollen ein interaktives Wissensnetzwerk und lebendige Wissenspraxis an vielen Orten der Gesellschaft entstehen. In Abgrenzung zur (antiken) Polis kommen in der Agora nicht ExpertInnen oder (freigestellte) Abgesandte einer privilegierten Schicht zusammen, um in einem engen Zirkel über gesamtgesellschaftliche Entscheidungen stellvertretend zu beraten. Die Agora zeichnet sich als 'Marktplatz des Wissens' durch eine programmatische Offenheit aus. Auf diesem gilt „Uneinheitlichkeit als Prinzip“. (Ebd.: 39) Eine der wesentlichsten Verschiebungen im Vergleich zum hier sog. „Mode 1“ der Wissensproduktion besteht darin, dass Wissen nicht zunächst in einem abgeschlossenen (Teil-)System produziert und danach im Austausch mit anderen gesellschaftlichen (Teil-)Systemen diskutiert wird. Vielmehr entsteht im „Mode 2“ das Wissen bereits während bzw. in der Diskussion zwischen verschiedenen potentiellen NutzerInnen oder ExpertInnen – sowie weiteren SprecherInnen aus dem direkten oder mittelbaren Umfeld. Der Entstehungsprozess kann sich dadurch in manchen Fällen beschleunigen (man denke an Open-Source-Software-Projekte) oder verlangsamen (weil immer wieder Einsprüche erhoben werden – bspw. in Form unendlicher Forenbeiträge). Die wichtigsten Argumente für diese interaktive Wissensgenerierung liegen in der höheren Akzeptanz durch frühe Partizipation und ein hohes Maß an 'Reife' des Wissens durch frühzeitiges und intensives Hinterfragen und Ergänzen.

Diese in vielen Fällen an Entwicklungen des World Wide Web anknüpfenden Überlegungen bedürfen auf der einen Seite – wie sich an zahlreichen Internet-Bewegungen beobachten lässt – ebenso weiterer Reglementierungen, wodurch sich die Frage stellt, von wem diese aufgestellt und durchgesetzt werden können, ohne das Prinzip der gleichberechtigten Teilhabe und Weiterentwicklung zu unterminieren. Ebenso stellt sich die Frage, wie offen der Zugang zu solchen Mitbestimmungs-Communities derzeit für verschiedenste Bevölkerungssteile (weltweit) ist. Machtverteilungen und -wirkungen werden im Ansatz von Nowotny et al. also nicht ausreichend berücksichtigt.

Zum anderen soll herausgestrichen werden, dass die in den beiden Untersuchungsfeldern postulierten Entwicklungen einer ebensolchen Überprüfung unterzogen werden sollen, wie sie für den 'Mode 2 der Wis-

sensproduktion' beschrieben wurden. Anstatt umstandslos zunächst plausibel und nützlich erscheinenden Wissensfragmenten Glauben zu schenken und sie aufzugreifen, werden die Entwürfe kreativer Wissensarbeit und zeitgenössischen Tanzes auch in ihren Detailausprägungen einer kritischen Prüfung unterzogen. Dies geschieht nicht zuletzt, um zu prüfen, wie belastbar und damit weiter verwendbar die bisher vorgebrachten Entwürfe in beiden Feldern sind.

2.1.8 Zusammenfassung und Fragen

Zum einen kann festgehalten werden, dass u.a. im Zuge der weltweit anhaltenden Verbreitung des Internets ohnehin schon viel dezentraler und eigendynamischer an den Weiterentwicklungen der Wissen gearbeitet wird.¹⁰ Der Vorteil des Agora-Prinzips besteht dabei nicht nur in einer 'wachsenden Akzeptanz in der Bevölkerung', da diese ja perspektivisch nicht mehr außerhalb dieser Prozesse und Entscheidungen steht, sondern direkt involviert ist. Darüber hinaus kann diese offene Wissenspolitik als Chance angesehen werden, die unüberschaubaren „Risiken“ von Erfindungen und Entscheidungen in der globalisierten Gesellschaft (vgl. Beck 2007b, besonders 211ff.) in ein enges Netz ständigen Abgleichs einzuweben. Dass große zentrale Entscheidungsszenarien immer wieder an u.U. 'noch nicht gewussten' Konsequenzen und Verläufen scheitern, haben in der Vergangenheit Skandale wie die 'Contergan'-Affäre oder die Nutzung des FCKW gezeigt. Aktuell lässt sich an Beispielen aus der 'grünen Gentechnik' und Fragen zur Reaktorsicherheit ablesen, wie begrenzt und letztlich verhängnisvoll pauschale Entscheidungen im Sinne von 'Antworten' und 'Lösungen' sein können – zumal, wenn sie großflächig und hochtechnologisch umgesetzt werden.

Weitgehend unberücksichtigt bleibt in diesem Modell die Frage nach Machtverteilungen und strategischen Allianzen. An diese Frage nach den Zugängen zu Entscheidungsorten knüpft Weingart (in Nida-Rümelin 2006: 15 - 27) an. Er wähnt in der „Vermarktlung des Wissens“, die sich einstellen würde, wenn (inner- und außeruniversitäre) Forschungseinrichtungen ihr Privileg der Wissensproduktion einbüßen würden, eine große Gefahr und misst den entstehenden „Abhängigkeiten“ eine eher negative Wirkung bei. (Vgl. ebd.: 15ff) Hierbei unterstellt er, dass eine Freigabe des gesellschaftlichen Wissens durch die Wissenschaft auf eine sofortige Vereinnahmung des selbigen durch privatwirtschaftliche Interessen(tInnen) hinauslaufen wird. Sicher gibt es Fälle, in

10 Die Wikipedia ist dafür nur ein prominentes Beispiel. Allgemein fällt die Analogie zur Web 2.0-Debatte auf.

denen dies so gesehen werden kann. In Bezug auf das informationstechnische 'know how' der Wissenschaftsgemeinde weltweit und deren grundsätzlich zu konstatierende Abhängigkeit von einem einzigen Produzenten von Betriebssystemen kann bspw. durchaus die Frage aufkommen, ob die praktische Formvorgabe für (virtuelle) Arbeitsumgebungen durch einen privatwirtschaftlichen Anbieter eher schadet als nützt. Umgekehrt gibt es jedoch auch viele Beispiele an denen gezeigt werden kann, wie im Nutzen gesellschaftlich relevanten Wissens durch private UnternehmerInnen gerade ein Potential der Kommunikation und Weiterentwicklung der Inhalte liegt, das die Wissenschaft allein so nicht erschließen könnte.

Um diese und weitere Fragen vertiefend bearbeiten und in den Forschungsansatz einbauen zu können, führe ich im folgenden Kapitel in den diskursanalytischen Ansatz Michel Foucaults ein. Darin wird zentral die Frage nach Machtverteilungen und deren Auswirkungen gestellt. In Bezug auf die in dieser Studie untersuchten Analysefelder fällt in einer ersten Begutachtung auf, dass sie sich in ihrer (neuen) Ausrichtung zwar explizit nach außen an Dritte wenden und Anschlüsse suchen. Die inhaltlichen und strukturellen Entscheidungen, wie Wissensarbeit und Tanzkunst in der Wissensgesellschaft eingeordnet werden können und sollen, scheinen jedoch zuvor 'hinter verschlossenen Türen' anstelle in einer – wie auch immer gearteten - „Agora“ gefällt worden zu sein.

„Es sollte endlich Klarheit darüber bestehen, dass es uns nicht zukommt, Wirkliches zu liefern, sondern Anspielungen auf ein Denkbare zu erfinden, das nicht dargestellt werden kann.“ (Lyotard 2005: 170)

2.2 Anknüpfungspunkte an die Diskursanalyse (nach Foucault)

In diesem Kapitel stelle ich meine Sichtweise auf die in erster Linie durch Michel Foucault inspirierte Diskursanalyse vor. Dies erfolgt anhand zentraler Begrifflichkeiten, die z.T. nacheinander, vor allem aber in Beziehung zueinander erläutert und diskutiert werden. Die erläuterten Begriffe und Theoriebausteine dienen für die durchzuführende Studie als methodischer Rahmen.

2.2.1 Foucaults (selbst-)kritische Philosophie

Michel Foucault ließ sich ungern wissenschaftlich einordnen und firmierte dadurch als Historiker oder als Philosoph und wurde zeitweise als Strukturalist bezeichnet. Alle diese Zuschreibungen wurden von ihm zurückgewiesen. Dazu passt, dass Bürger (1991) anmerkt, Foucault einzuordnen, ignoriere seinen Ansatz, denn er sprengte ja gerade die klassischen wissenschaftstheoretischen Einordnungen. (Vgl. Bürger in Ewald/Waldenfels 1991: 90 f.) Ich greife aus Foucaults philosophischer Ausrichtung die Tendenz heraus, Philosophie als „Anstrengung, anders zu denken“ zu verstehen und nicht über (übergeordnet) Wahres und Falsches nachzudenken, sondern über die Wahrheitsbegriffe und -„spiele“ innerhalb konkreter gesellschaftlicher Kontexte. Dies bedeutet eine „kritische Arbeit an sich selbst“, die sich in der Untersuchung von Brüchen und Wechseln in den Orientierungen und Methodiken niederschlägt. (Vgl. dazu Schneider 2004: 11 f.) „Er war als Philosoph guter Fragen ein schlechter Vermittler eingängiger Antworten.“ (Schneider 2004: 13) Er wollte seinen ZuhörerInnen, StudentInnen und GesprächspartnerInnen/LeserInnen „nicht sagen, was sie zu tun haben oder wogegen sie kämpfen müssen“ (ebd.: 16), sondern richtet sein Augenmerk auf die „Transformationen von Denken, Wissen und Tun“ (ebd.: 17). Er arbeitete daran, „ein positives Unbewusstes des Wissens zu enthüllen: eine Ebene, die dem Bewusstsein des Wissenschaftlers entgleitet und dennoch Teil des wissenschaftlichen Diskurses ist.“ (Foucault 1971: 11 f.) Es ging ihm also darum zu analysieren, wie Einstellungen zum Wissen, Handeln und Denken in unterschiedlichen Feldern – in und abseits der Wissenschaft – Wirkung entfalten und wieder verlieren. Zu Foucaults (Selbst-)Verständnis, aus einem Forschungsprojekt verändert hervorzugehen, passt Rortys Hinweis, nach dem „die Philosophie nicht als Mittel der Erkenntnis, sondern zur Änderung unserer Selbst zu begreifen“ ist. (Rorty 1994: 66)

Kritik war für ihn eine Prüfung der Vernunft, „die dann einen Befreiungseffekt besitzt, wenn es ihr gelingt, sich von sich selbst zu befreien“. (Foucault zitiert in Schneider 2004: 19) Dazu nahm er sich vor, die konkreten gesellschaftlichen Praktiken zu analysieren und dabei keine Ideologiekritik zu betreiben (und somit von einem Paradigma ins nächste überzuwechseln), sondern die Grenzen und Klammern dieser Diskurse mitzudenken. Selbst bezeichnete er diese Strategie als „gelehrte Ungeniertheit“ – als Versuch, abseits geltender Verständnisregeln die Prinzipien des Diskurses verstehen zu wollen. Veyne sieht in der Kritik des normierenden „Wahr-sagens“ die wichtigste Aufgabe der Foucaultschen Diskursanalyse (Veyne in Honneth/Saar 2003: 37). Foucault äußerte sich dazu folgendermaßen:

„Der Intellektuelle hat die Aufgabe, Gewissheiten zu zerstören und anerkannt Vertrautes aufzulösen, aber nicht, den politischen Willen anderer zu formen und ihnen zu sagen, was sie zu tun haben. Mit welchem Recht täte ich das?“

(Foucault 2005: 668 f.)

Die Diskursanalyse nach Foucault zeichnet sich somit durch den Versuch aus, weder Wissensinhalte und gesellschaftliche Konstellationen im Einzelfall zu inspizieren, noch pauschal 'die Verhältnisse' zu kritisieren, sondern danach zu fragen, „unter welchen Bedingungen etwas zu einem bestimmten Zeitpunkt gesagt und gedacht werden kann“. (Foucault 1991: 38) Sie ist dabei sensibel für vorschnelle Einordnungen. Jede 'Wahrheit' resultiert aus Machtverhältnissen und bestärkt oder transformiert ebendiese wiederum. Daher können Wahrheiten und Episteme auf ihre Gestalt hin analysiert werden, ohne darüber zu urteilen, ob sie jeweils angemessen, befürwortbar oder logisch sind. Interessant ist vielmehr an den beiden hier zu analysierenden Feldern, wie neue 'Wahrheiten' über Wissensarbeit und Tanz eingeführt werden.

„Vielleicht verhält es sich mit Foucault ähnlich wie mit Nietzsche. Sucht man in seinen Texten nach einer einheitlichen Theorie und hinter seinen Texten nach einer eindeutigen Position, so ist man verloren, und die Texte sind es auch. Der lange Prozess eines produktiven Lesens, der an den Texten arbeitet und ihnen so auf die Sprünge hilft, endet dann nämlich früher oder später bei einem kurzen Prozess, der sich mit dem Aufweis innerer Widersprüche begnügt.“

(Waldenfels in Ewald/ders. 1991: 277)

2.2.2 Der epistemologische Bruch

Foucaults Skepsis fußt auf einem grundlegend kritischen Standpunkt gegenüber der „Erfindung“ des modernen Menschen. Dessen doppelte Funktion als Erkenntnissubjekt und -objekt stellt ein unhintergebares Dilemma dar, solange der Mensch als erkenntnisfähig und vernunftsbegabt im Sinne eines absoluten Bezugspunkts des Wissens missverstanden wird. Dies hat er in „Die Ordnung der Dinge“ (1971) ausgeführt. Dies führt nicht nur zu einer verzerrten bzw. zu einer missinterpretierten Erkenntnisperspektive (denn eine nicht verzerrte kann der Mensch nach diesem Standpunkt nicht einnehmen), sondern beinhaltet auch die Tendenz zur Idealisierung des Menschen. Die fortschreitende Arbeit der Humanwissenschaften führt nicht (nur) zu einer (Selbst-)Ermächtigung des Menschen, sondern auch zu einer Unterwerfung unter die selbst (von sich) entworfene und grundsätzlich überhöhte Perspektive der eigenen Entwicklungs-

möglichkeiten. (Vgl. dazu Bublitz 2003: 87 f.) Der in diesem (Meta-)Diskurs gefangene moderne Mensch läuft immer seinen eigenen Erwartungen an sich selbst hinterher. Dies besitzt aus Sicht einer Fortschrittsperspektive vordergründig eine produktive Seite („Konkurrenz [zu sich selbst] belebt das Geschäft“), das Szenario kann aber auch leicht in sich zusammenbrechen. Eine Demontage, an der die Foucaultsche Diskursanalyse aktiv arbeitet. Der Mensch ist in seinen Augen

„[...] wahrscheinlich nichts anderes als ein bestimmter Riss in der Ordnung der Dinge, eine Konfiguration auf jeden Fall, die durch die neue Disposition gezeichnet wird, die sie unlängst in der Gelehrsamkeit angenommen hat.“ (Foucault 1971: 26)

Hinzu kommt dabei, dass durch den Umweg über die Sprache Erkenntnis erst mittels der Einführung einer spezifischen Differenz (zwischen Aussagen, Einteilungen, Ordnungen) möglich wird. In der Sprache entsteht so ein „allgemeines Netz der Unterschiede“ (Schneider 2004: 73). Es wird jedoch unterstellt, die menschliche Erkenntnisleistung sei als unverfälscht und wahr zu begreifen. Dies legt den Grundstein für Foucaults Ansatz, die 'Wirklichkeit' als grundsätzlich diskursiv zu verstehen. Der „methodische Skeptizismus“ (Schneider 2004: 84) berücksichtigt Aussagen als Effekte von diskursiven Machtspielen, die sich ständig – aufgrund stetiger Einflüsse – verändern und sieht das Subjekt als ebenso von Machteffekten hervorgebracht (und fortlaufend verändert) an, statt es als Urheber von Handlungen, Situationen und Tatsachen aufzufassen. Sowohl das 'wahre Gesicht' des Subjekts als auch die Wahrheit über die Welt bleiben verborgen.

„Indessen gibt es eine Stärkung und tiefe Beruhigung, wenn man bedenkt, dass der Mensch lediglich eine junge Erfindung ist, eine Gestalt, die noch nicht zwei Jahrhunderte zählt, eine einfache Falte in unserem Wissen, und dass er verschwinden wird, sobald unser Wissen eine neue Form gefunden haben wird.“ (Foucault 1971: 27)

Die von Foucault angestrebte „Dezentrierung des Subjekts“ verschiebt den Blick also von den vermeintlichen Leistungen des (einzelnen) Menschen auf die gesellschaftlichen Machtwirkungen, die (soziale) Diskurse begründen. Mit Blick auf die zu untersuchenden Diskurse stellt sich also die Frage, welche Potentiale die direkt und mittelbar involvierten AkteurInnen in Bezug auf den jeweiligen Tätigkeitsbereich entwerfen und wie dies sprachlich transportiert wird.

2.2.3 *Der diskursanalytische Blick*

Für die Analyse der großen Diskurse der Wissenschaften vom 17. bis zum 19. Jahrhundert stellt Foucault fest:

„[E]in unbewusster Diskurs lenkte die Bildung der Objekte wie auch der Begriffe, und dieser Diskurs sorgte dafür, dass bestimmte Dinge wahrgenommen oder übersehen wurden, dass man sie unter einer bestimmten Perspektive betrachtete und dass bestimmte Begriffe verwendet oder nicht verwendet wurden. Dieser Diskurs war also auf wenig vernünftige Weise voreingenommen und durch eine Enge gekennzeichnet, die kaum etwas mit der Realität gemein hatte.“

(Veyne in Honneth/Saar 2003: 29)

Auf einer übergeordneten Ebene, abseits inhaltlicher Bewertungen, führt eine solche – bei Foucault detailliert belegte – Historisierung zu einem In-Frage-Stellen und zu einem Reflexiv-werden diskursiver Tatsachen. „Denn das Wissen dient nicht dem Verstehen sondern dem Zerschneiden.“ (Foucault 1974: 98) Ein erster Schritt ist es in jedem Fall, das Funktionieren des Diskurses zu verstehen und seine Ordnungsfunktion offenzulegen, bevor evtl. - und unter Berücksichtigung der eigenen Diskursivität – Schlüsse oder Bewertungen angehängt werden. (Vgl. dazu Foucault 1974: 12 f.) Dabei gilt sowohl für innerdiskursive Abläufe als auch für die DiskursanalytikerInnen selbst, „die Möglichkeit der Kontrolle [der 'Sache' oder eben des Diskurses; G.R.] führt zur Idee des Zwecks.“ Sobald etwas eingeordnet zu sein scheint, sucht der moderne Mensch nach Kausalitäten und (Letzt-)Begründungen – und das kann auch auf die DiskursanalytikerInnen zutreffen. Was diskursanalytisch jedoch viel eher interessiert, ist die

„[...] Plötzlichkeit und die Gründlichkeit, mit der bestimmte Wissenschaften manchmal reorganisiert wurden; und die Tatsache, dass zur gleichen Zeit ähnliche Vorstellungen in offensichtlich sehr verschiedenen Disziplinen auftraten.“

(Foucault 1971: 12)

Zu diesem Zweck trete ich – als Nicht-Tänzer oder Nicht-Tanzwissenschaftler und auch nicht als Angehöriger der Kreativwirtschaft – einen Schritt zurück und frage systematisch nach den Ordnungen, die den sich ergebenden Transformationen in beiden Untersuchungsbereichen zugrundeliegen – anstatt bspw. voller Begeisterung unmittelbar in die Perspektive des Tanzes als Wissenskultur einzutauchen oder über das Potential selbstbestimmter Kreativarbeit für die Arbeitsgesellschaft zu sinnieren. Mich interessiert in der Perspektive der Foucaultschen Diskursanalyse das Funktionieren dieser Entwürfe. Dies auch,

obwohl es sich wohlgemerkt nicht um 'große' Denktraditionen oder Ordnungen handelt, sondern eher um kleine Verschiebungen in gesellschaftlichen Teilbereichen.

2.2.4 Diskursives Wissen

Wissen wird in dieser Lesart als grundsätzlich diskursiv konstruiert verstanden.

„Es gibt Wissensgebiete, die von den Wissenschaften unabhängig sind (die weder deren historischer Entwurf noch ihre gelebte Kehrseite sind), aber es gibt kein Wissen ohne definierte diskursive Praxis; und jede diskursive Praxis kann durch das Wissen bestimmt werden, das sie formiert.“ (Foucault 1973: 260)

Diaz-Bone nennt dies die „bedeutungsbildende und ordnungsbildende Tätigkeit der diskursiven Praxis“. (Diaz-Bone in Keller et al. 2005: 186) Wissen, Macht, Subjekt und konkrete Praxis sind nicht getrennt voneinander existente Axiome, sondern konstituieren einander wechselseitig. Diese Verschränktheit ist einerseits die Stärke der Foucaultschen Diskursanalyse, bringt aber andererseits auch epistemologische und forschungspraktische Probleme mit sich. „Es ist äußerst schwierig, diesem Denken eine Sprache zu verleihen, die ihm treu bleibt.“ (Foucault 2001: 671) Die Relationalität unseres zugrundeliegenden Wissens und damit unserer Weltkonzepte kann aber in seiner „Seinsgebundenheit“ (Manheim)¹¹ zum Ausgangspunkt von Analysen gesellschaftlicher Realitäten genommen werden.

„Solange die Sprache sich als Ort der Wahrheit und als Band der Zeit definierte, war es äußerst verhängnisvoll für sie, wenn der Kreter Epimenides behauptete, alle Kreter seien Lügner; das Band, das diese Rede mit sich selbst verband, machte jegliche Wahrheit unmöglich. Doch wenn Sprache sich als wechselseitige Transparenz des Anfangs und des Todes erweist, gibt es in der bloßen Behauptung „Ich spreche“ nichts, was nicht das bedrohliche Versprechen seines Verschwindens und seiner zukünftigen Wiederkehr erhielte.“ (Foucault 2001: 696 f.)

So gibt Foucault durchaus eine 'positive' Beschreibung dessen, was er als Wissen bezeichnet. Diese ist aber relational und unterscheidet zwischen einem 'Wissen über' und einem 'Wissen in' Kontexten. Es macht einen Unterschied, über einen Sachverhalt Bescheid zu wissen oder sich – aufgrund von (im-

11 Vgl. dazu u.a. Jung 2007.

plizitem) Wissen – entsprechend einer Ordnung zu verhalten. Letzteres interessiert in besonderem Maße in der Tradition der Diskursanalyse Foucaults.

„Ein Wissen ist das, wovon man in einer diskursiven Praxis sprechen kann, die dadurch spezifiziert wird: der durch die verschiedenen Gegenstände, die ein wissenschaftliches Statut erhalten werden oder nicht, (das Wissen der Psychiatrie im 19. Jahrhundert ist nicht die Summe dessen, was man als wahr angesehen hat, es ist die Gesamtheit der Verhaltensweisen, Eigentümlichkeiten und Abweichungen, über die man im psychiatrischen Diskurs sprechen kann); ein Wissen ist auch der Raum, in dem das Subjekt die Stellung einnehmen kann, um von den Gegenständen zu sprechen, mit denen es in seinem Diskurs zu tun hat (in diesem Sinne ist das Wissen der klinischen Medizin die Gesamtheit der Funktionen des Blicks, der Befragung, der Entzifferung, der Registrierung, der Entscheidung, die das Subjekt des medizinischen Diskurses ausüben kann); ein Wissen ist auch das Feld, von Koordination und Subordination der Aussagen, wo die Begriffe erscheinen, bestimmt, angewandt und verändert werden (auf dieser Ebene ist das Wissen der Naturgeschichte des 18. Jahrhunderts nicht die Summe dessen, was gesagt worden ist, sondern die Gesamtheit der Weisen und Positionen, nach denen man in das schon Gesagte jede neue Aussage integrieren kann); schließlich definiert sich ein Wissen durch die Möglichkeiten der Benutzung und der Aneignung, die vom Diskurs geboten werden (so ist das Wissen der Politischen Ökonomie in der Zeit der Klassik nicht die These der verschiedenen verteidigten Behauptungen, sondern die Gesamtheit ihrer Gliederungspunkte nach anderen Diskursen oder anderen nicht-diskursiven Praktiken).“ (Foucault 1973: 259 f.; *Hervorhebungen G.R.*)

2.2.5 Die zentrale Stellung der Wirkungen der Diskurse

Grundsätzlich sind Diskurse nicht – etwa gemäß der Habermasschen Diskursethik – nur als sprachliche Aussagen zu verstehen, die untereinander ein kommunikatives Geflecht bilden. Vielmehr verhält es sich so, dass Aussagen – im Foucaultschen Sinne werden darunter sprachliche und nicht-sprachliche Handlungen der Akteure verstanden – nicht für sich genommen untersucht werden, sondern eher ihre Wirkungen im diskursiven Feld. „In solchen Diskursen geht es um die [temporäre; G.R.] Festlegung der kollektiven symbolischen (Problem-)Ordnung durch weitgehende Wiederholung und Stabilisierung gleicher Aussagen in singulären Äußerungen.“ (Keller 2008a: 232) Diese performative Ein- und Umschreibung des Diskurses, die Judith Butler (u.a. 1988) in ihren Arbeiten stärker fokussiert hat, verläuft in Form der diskursiven Praktiken und nicht nur in (verbaler) Sprachform.

„Solch ein Forschungsstil ist für mich deshalb interessant, weil dabei das Problem vermieden werden kann, ob die Theorie der Praxis vorausgegangen ist, oder umgekehrt. Ich behandle Praktiken, Institutionen und Theorien auf der selben Ebene nach ihren jeweiligen Isomorphien und suche das gemeinsame Wissen, das sie möglich gemacht hat, die Schicht des konstitutiven historischen Wissens.“ (Foucault 2001: 645)

Das sich diskursiv ergebende Gesamtgefüge als Reaktion auf ein Problem bestimmt den diskursanalytischen Blick.

Aus Sicht der Analyse wirkt der Diskurs über drei „Prozeduren“ (vgl. im Folgenden Foucault 1991: 11 ff.): Erstens über die „Ausschließung“, also durch das Verbot von unerwünschten Praktiken. Diese Verbote hat Foucault besonders für den Bereich der Sexualität herausgearbeitet. Zweitens wirken die Diskurse über die Funktion der „Entgegensetzung“. Einer unerwünschten Eigenschaft oder Tätigkeit wird eine erwünschte gegenübergestellt. Dies wird in seinen Studien zu „Wahnsinn und Gesellschaft“ deutlich. Drittens ergibt sich eine Ordnung über das jeweils geltende Wissen, die zugrunde liegenden Wahrheiten einer Gesellschaft.

Innerhalb des Diskurses wirken nach Foucault ebenfalls drei Faktoren normierend auf die Subjekte und den Diskurs ein (ebd.: 18 ff.): Erstens wirkt der „Kommentar“ auf die diskursiven Praktiken ein, indem er sie wiederholt und verändert. Zweitens regelt die „Autorenschaft“ die Relevanz und Verortung von Aussagen und Handlungen innerhalb der Diskurse. Durch Nennung des Autors ist zuzuordnen, wer welche Position in welchem Zusammenhang vertritt. Drittens herrscht auch im Inneren des Diskurses eine bestimmte „Disziplin“ als anonymes, variables Prinzip von Wahrheitsregeln. „Im Wahren ist man nur, wenn man den Regeln einer diskursiven 'Polizei' gehorcht, die man in jedem seiner Diskurse reaktivieren muss.“ (ebd.: 25) Diese 'diskursive Polizei' ist hier jedoch nicht als konkrete Machtinstanz im Rahmen einer verschwörungstheoretischen Sichtweise zu verstehen. Vielmehr zeigt sich diese (polizeilich-überwachende) Kontrolle in den Verhaltensweisen aller Akteure im diskursiven Feld. An ihr kann abgelesen werden, welche Grundprinzipien sich in Form von Machtwirkungen zeigen. Zuletzt gilt, dass alle diese „Prozeduren“ (Außen) und „Prinzipien“ (Innen) in die Produktion und Transformation der Subjekte einwirken. Dieses erhält nur unter Achtung gewisser Maßgaben Zugang zu den Diskursen und unterwirft sich dabei einer spezifischen Ordnung. Das (moderne) Subjekt ist als Akteur Resultat der diskursiven Praxis und schreibt diese selbst mit fort.

Für die vorliegende Studie bedeutet dies, dass WissensarbeiterInnen und TänzerInnen (neben JournalistInnen, WissenschaftlerInnen etc.) diejenigen sind, die einerseits von gesellschaftlichen Umdeutungen betroffen sind, gleichzeitig

aber die jeweilige Entwicklung abhängig mitbeeinflussen. Subjekte, Tätigkeiten, Gegenstände, Strukturen usw. wirken wechselseitig aufeinander ein – dies sowohl innerhalb des jeweiligen Diskurses als auch mit Verbindung nach 'außen', also zu nicht unmittelbar damit verbundenen Faktoren. Diese Wirkverhältnisse werde ich für die beiden Felder herausarbeiten.

2.2.6 Strategien der Diskursanalyse nach Foucault

Um genauer zu bestimmen, wie solche diskursiven Konstellationen untersucht werden können, nennt Foucault *vier Strategien* der Analyse (vgl. dazu im Folgenden Foucault 1991: 34 f.):

1. Zunächst verfolgt er das „Prinzip der *Umkehrung*“, indem er untersucht, wo die Diskurse beschnitten oder verknüpft werden: Was kann nicht gesagt und gezeigt werden?
2. Darauf folgt das „Prinzip der *Diskontinuität*“, das dazu dienen soll, unterdrückte Diskursstränge aufzuspüren, die ab einem gewissen Moment nicht weiter verfolgt werden, 'im Sande verlaufen'. Im Gegensatz zum ersten Prinzip zielt die Untersuchung von Diskontinuitäten also stärker auf Verläufe, während erstere eher Begriffe, Personen und punktuelle Ereignisse sucht, die einseitig auftauchen und die etwas anderes verdecken.
3. Drittens folgt er der Annahme, dass es keine „prädiskursive Vorsehung“ (Foucault 1991: 34) gibt und demnach die „*Spezifität*“ eines Diskurses Auskünfte darüber geben kann, welche „gewaltsamen Formungen“ (ebd.) wirken, die den Diskurs bestimmen. Dieser Punkt zielt also besonders stark auf die Machtwirkungen innerhalb der Diskurse ab.
4. Zuletzt geht es darum, die „Äußerlichkeit“, die *Grenze des Diskurses* zu finden und damit herauszuarbeiten, welche Bereiche er betrifft und welche nicht mehr. Dies gibt auch Aufschluss darüber, unter welchen Perspektiven bestimmte Bereiche durch begrenzte diskursive Praktiken gekennzeichnet sind und andere nicht mehr.

Über diese vier Merkmale jedes zu untersuchenden Diskurses werde ich im Rahmen der Analysen und daraufhin erneut im Zuge der Zusammenführung beider Analysen zurückkommen.

2.2.7 Archäologie und Genealogie

Die Diskursanalyse wird von Foucault unter den Begriffen der „Archäologie“ (vgl. insbesondere Foucault 1973) und der „Genealogie“ (vgl. hier Foucault 1971 in ders. 2001-2005: 166 – 191) gefasst.

Im Zuge der Archäologie versucht Foucault, sich von der Suche nach dem Ursprung zu verabschieden, die „Erpressung der Aufklärung abzuweisen“ (zitiert nach Schneider 2004: 210). Zwar finden sich Zeugnisse vergangener gesellschaftlicher (Ordnungs-)Prozesse. Diese stellen aber keinen Ursprungszustand dar, sondern halten einen Moment in der Entwicklung fest.

„Der genealogische Aspekt betrifft die tatsächliche Entstehung der Diskurse: innerhalb oder außerhalb der Kontrollgrenzen, zumeist auf beiden Seiten der Schranken. Die Kritik analysiert die Prozesse der Verknappung, aber auch der Umgruppierung und Vereinheitlichung der Diskurse; die Genealogie untersucht ihre Entstehung, die zugleich zerstreut, diskontinuierlich und geregelt ist. Diese beiden Aufgaben sind nie ganz zu trennen; es gibt nicht auf der einen Seite die Verwerfung, die Ausschließung, die Umgruppierung, die Zuteilung und auf der anderen Seite, auf einer tieferen Ebene, das spontane Auftauchen der Diskurse, die sich dann vor oder nach ihrer Manifestation der Selektion und der Kontrolle unterworfen sehen.“ (Foucault 1974: 41 f.)

Entwicklungen verlaufen demnach nicht kausal, zielgerichtet oder geordnet von einem Anfang bis zu ihrem Ende. Zur Konsequenz hat dies,

„dass jede Kritik, welche die Kontrollinstanzen in Frage stellt, gleichzeitig die diskursiven Regelhaftigkeiten analysieren [muss]; und jede genealogische Beschreibung muss die Grenzen im Auge behalten, die in den tatsächlichen Formationen eine Rolle spielen.“ (Ebd.: 42; Hervorhebungen G.R.)

'Tatsächlich' meint hier immer die wirkmächtige Realität wie sie sich für die involvierten Subjekte und auf den 'ersten Blick' der ForscherInnen darstellt. Denn die Diskursanalyse „enthüllt nicht die Universalität eines Sinns, sondern sie bringt das Spiel der – mit der fundamentalen Kraft der Affirmation – aufgezwungenen Knappheit an den Tag.“ (Ebd.: 44)

Wie kam die tatsächlich beobachtbare Formierung des Diskurses zustande? Foucault bezeichnet dieses Vorgehen in Anlehnung an Nietzsche als „glücklichen Positivismus“ (Schneider 2004: 101). Er versucht, möglichst offen zu beobachten, wie sich ihm der Diskurs darstellt. Eine Position, die ihm viel Kritik eingetragen hat. Bürger (1991) sieht die Diskursanalyse Foucaults in einem Spannungsfeld zwischen Ablehnung einer Hermeneutik (der zu untersuchenden Texte) und einer grundsätzlichen Angewiesenheit auf einen ver-

stehenden Zugang zum Material. „Diskursanalyse ist ja nichts anderes als eine Weise der Kontextualisierung von Texten.“ (Bürger 1991: 93) Und: „Die Frage, in welcher Weise diskursive Rahmenbedingungen die konkreten Texte formen, setzt ein Verständnis der Texte voraus.“ (Ebd.) Darin wird die Kritik deutlich, Foucault reflektiere sein Vorgehen und seinen Standpunkt nicht selbstkritisch. Es gibt eine – wie sollte es anders sein, verquere und charmante – Replik von Foucault auf diese Angriffe: „Statt den Ort zu bestimmen, von dem er aus spricht vermeidet mein Diskurs den Boden, auf den er sich stützen könnte.“ (Foucault, zitiert in Bürger 1991: 94) Dieses 'metaphysische' Vorgehen gesteht auch Lavagno Foucault zu, wenn er ihn als einen den „Standpunkt wechselnden Beobachter der eigenen Kultur“ (Lavagno 2006: 43) bezeichnet, der so entschlossen an der „Dezentrierung des Subjekts“ (ebd.: 45) arbeite, dass er selbst die eigene (epistemische) Position aufgebe. Um die Widersprüche und Fragezeichen auf die Spitze zu treiben, ergänzt Foucault: „Man muss dem Diskurs 'entsprechen', um sich ihm nähern zu können.“ (Foucault zitiert nach Bürger 1991: 95)

Im Rahmen seiner Antrittsvorlesung am Collège de France 1970, die unter dem Titel „Die Ordnung des Diskurses“ (1974) veröffentlicht wurde, greift Foucault dieses Dilemma des Forschers – und damit Autors – auf andere Weise auf. Dort schickt er vorweg, angesichts jener hochoffiziellen und rituellen Wiewungssituation am liebsten „verschwinden“ zu wollen. Er habe stets den Wunsch gehegt, sich in den Diskurs einzuschleichen, in den Fluss des Diskurses einsteigen zu können, anstatt ihn sichtbar zu initiieren. Dies spiegelt zum einen natürlich seine bereits anderen Orts in der „Ordnung der Dinge“ (dt. 1971) geäußerte Kritik an der überspitzten Rolle des Autors in der Moderne wider. Zum anderen kommt darin aber auch zum Ausdruck, dass er keinen Ausweg aus dem Dilemma findet, selbst als radikaler Kritiker moderner Grundüberzeugungen (was den Begriff der Wahrheit, die Ordnung(-sfunktion) der Sexualität und weiteres betrifft) darauf angewiesen und darin gefangen zu sein, selbst einen diskursiven Standpunkt vertreten zu müssen. Entkräften kann dieses Problem lediglich die Überlegung, dass eine Diskursanalyse der eigenen Position bloß auch wieder ein Diskurs wäre – weshalb man sich diese weitere Schleife auch sparen kann. (Vgl. dazu Bürger 1991: 100.) Statt also eine weitere (Selbst-)Thematisierung auf die Analyse drauf zu setzen, spielt Foucault das Spiel der Diskurse mit und positioniert sich darin andauernd um. So entsteht im besten Fall eine 'nachdrückliche Relativierung' ohnehin nie hintergehbbarer Einschränktheiten.

Dass ich die beiden Untersuchungsfelder nicht detaillierter in größere historische Zusammenhänge einordne, ist in dieser Perspektive nicht als Versäumnis zu verstehen, sondern damit zu begründen, dass meine Intention darin

besteht, die Entwicklungen in beiden Feldern, wie ich sie im Untersuchungszeitraum (2006-2010) erheben konnte, mit gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte in Verbindung zu setzen. Außerdem ergibt sich durch das In-Beziehung-setzen beider (Teil-)Diskursanalysen ein jeweiliger Abgleich der Transformationen mit einem parallel verlaufenden Fall.

2.2.8 Diskursive Un-Ordnung

Zu dem Dilemma, als DiskursanalytikerIn prinzipiell auf eine letztlich 'willkürliche', wenn auch transparente und plausible Grundordnung zurückgreifen zu müssen, um den jeweils analysierten Diskurs auf der Metaebene einzuordnen, passt die von Foucault in der „Ordnung der Dinge“ eingangs herangezogene Paralogie einer „gewissen chinesischen Enzyklopädie“, die er bei Borges findet und der sein Buch „seine Entstehung [...] verdankt“ (Foucault 1971: 17):

„[...] in der es heißt, dass die Tiere sich wie folgt gruppieren: a) Tiere, die dem Kaiser gehören, b) einbalsamierte Tiere, c) gezähmte, d) Milchschweine, e) Sirenen, f) Fabeltiere, g) herrenlose Hunde, h) in diese Gruppierung gehörige, i) die sich wie Tolle gebärden, k) die mit einem ganz feinen Pinsel aus Kamelhaar gezeichnet sind, l) und so weiter, m) die den Wasserkrug zerbrochen haben, n) die von weitem wie Fliegen aussehen“. (J. L. Borges zitiert in Foucault 1971: 17)

Borges zeigt eine Ordnung, die auf den ersten (westlichen) Blick sinnlos oder frei erfunden erscheint, bei der sich aber daraufhin die Frage aufdrängt, was sich der Autor dabei gedacht haben mag. Verwiesen wird damit auf die Kontextabhängigkeit und vor allem auf die Intentionalität einer Darstellung. Die vorgefundene Ordnung (eines Diskurses) wird nicht einfach entweder als richtig, wahr oder zutreffend bestätigt oder aber als falsch, unwahr, unzutreffend verworfen; Foucault spielt mit ihr. Dabei werden immer diskursive Formationen als Geflecht betrachtet und nicht einzelne isolierte Elemente, da es auf die Wechselwirkungen und dynamischen Regelstrukturen ankommt.

„Die Analyse des diskursiven Feldes ist völlig anders orientiert; es handelt sich darum, die Aussage in der Enge und Besonderheit ihres Ereignisses zu erfassen; die Bedingungen ihrer Existenz zu bestimmen, auf das Genaueste ihre Grenzen zu fixieren, ihre Korrelationen mit den anderen Aussagen aufzustellen, die mit ihm verbunden sein können, zu zeigen, welche anderen Formen der Äußerung sie ausschließt.“ (Foucault 1973: 43)

Diese Analyse der Diskursordnungen umfasst dabei drei Achsen: Erstens die Frage nach der Macht(-verteilung), zweitens die Untersuchung der Wissensproduktion und drittens die Wirkungen auf die „Selbstverhältnisse“, die Subjektivierungen. (Vgl. dazu Sarasin 2005: 12 f.) Denn die diskursanalytische Grundannahme ist, dass innerhalb der Diskurse eine produktive Ordnung entsteht. So wie auf der Meta-Ebene der ForscherInnen deren Erkenntnisinteresse Diskurse als Ergebnisse hervorbringt, entsteht auch unmittelbar in den Diskursen ein konstruktives 'Miteinander-Kämpfen und -Spielen', das erst durch Ordnungen möglich wird und das sich beobachten lässt.

Für die hier vorliegende Studie geht es dabei nicht (so sehr) darum, die diskursiven Ordnungen beider Felder mit einer ihnen äußerlichen Logik abzugleichen, sondern ihr inneres Funktionieren zu verstehen und herauszuarbeiten, auf welchen Prämissen, Gewichtungen und Faktoren die diskursiven Formationen beruhen.

2.2.9 Die Rolle der Macht in den Diskursen

Insbesondere der Aspekt der Machtkämpfe fußt auf dem von Nietzsche herausgestellten „Willen zum Wissen“ und dem „Willen zur Macht“. Die Machtkämpfe laufen nicht hierarchisch ab, sondern sind der „Name, den man einer komplexen strategischen Situation in der Gesellschaft gibt.“ (Sarasin 2005: 150) Macht ist im Sinne Foucaults relational und 'überall' – es gibt kein Außen der Macht. Es wird als Netz mit Knotenpunkten gefasst, das am besten über die Effekte und Wirkungen (innerhalb) der Konstellationen zu untersuchen ist. Dazu zieht Veyne einen Ausspruch Spinozas heran: „Wir wollen eine Sache nicht, weil wir zu dem Urteil gelangt sind, dass sie gut sei; vielmehr gelangen wir zu dem Urteil, dass sie gut sei, weil wir sie wollen.“ (Spinoza „Die Ethik“ zitiert in Veyne 2003: 49) Foucault unterscheidet drei Machtwirkungen: Erstens eine repressive Exklusion, also den Ausschluss aufgrund unpassenden Verhaltens oder Wesens. Zweitens eine normative Inklusion, sozusagen eine 'Einpassung' von Subjekten oder Dingen in dominierende Formen des Sozialen. Drittens existiert Macht als produktive Disziplinierung oder strategische Integration. (Vgl. dazu Bublitz 2003: 68.) Bei letzterer handelt es sich um den Effekt, dass entweder eine sehr unterschwellige Erwartung, die an Subjekte herangetragen wird oder auch ein fast fahrlässig erscheinendes Gewähren-lassen der Subjekte dennoch bzw. gerade zu deren Aktivierung führt. Im Resultat fühlen sich die Betroffenen als frei von Disziplin oder unkontrolliert und agieren damit genau entlang der Erwartungen, die gemäß des Ideals des

verantwortlichen Subjekts, des aufgeklärten Individuums in sie gehegt werden. Als Paradebeispiel gilt hierfür aktuell der „Selbstunternehmer“, den insbesondere Bröckling (2007) soziologisch als „Subjektivierungsform“ herausgearbeitet hat. Gemäß der Maxime, sich selbst zu verwirklichen und etwas aus sich zu machen, funktionieren die unternehmerischen Selbst gemäß einer (neoliberalen) Perspektive der Aktivierung ungenutzter Ressourcen.

„Wichtig ist, so glaube ich, dass die Wahrheit weder außerhalb der Macht steht noch ohne Macht ist (trotz eines Mythos, dessen Geschichte und Funktionen man wiederaufnehmen müsste, ist die Wahrheit nicht die Belohnung für freie Geister, das Kind einer langen Einsamkeit, das Privileg jener, die sich befreien konnten). Die Wahrheit ist von dieser Welt; in dieser wird sie aufgrund vielfältiger Zwänge produziert, verfügt sie über geregelte Machtwirkungen. Jede Gesellschaft hat ihre eigene Ordnung der Wahrheit, ihre 'allgemeine Politik' der Wahrheit: d.h. sie akzeptiert bestimmte Diskurse, die sie als wahre Diskurse funktionieren lässt; es gibt Mechanismen und Instanzen, die eine Unterscheidung von wahren und falschen Aussagen ermöglichen und den Modus festlegen, in dem die einen oder anderen sanktioniert werden; es gibt bevorzugte Techniken und Verfahren zur Wahrheitsfindung; es gibt einen Status für jene, die darüber zu befinden haben, was wahr ist und was nicht.“ (Foucault 1978: 51)

Diese 'jenen' sind aber nicht „Intriganten“ oder „Manipulateure“, sondern als „Sprecherpositionen“ zu verstehen, die Ordnung herstellen. Dies ist nicht an konkrete Personen geknüpft, sondern resultiert seinerseits aus Machtwirkungen in Diskursen, welche permanent (mit leichten Abweichungen versehen) wiederholt werden. Dies wird in den Untersuchungsfeldern ebenfalls eine wichtige Rolle spielen: Mittels welcher Machtwirkungen anknüpfend an welche Positionen und AkteurInnen baut sich die jeweilige Wissensordnung im Feld auf?

Die Funktion der „Entunterwerfung“ („Asujetisment“) in Form eines Zurückweisens geltender Ordnungswirkungen – insbesondere in Bezug auf das Selbst-Verständnis als Subjekt – und dem Entwerfen alternativer Praktiken wird von Foucault wie folgt beschrieben: „[Sie; G.R.] ist die Kritik der Bewegung, in welcher sich das Subjekt das Recht herausnimmt, die Wahrheit auf ihre Machteffekte hin zu befragen und die Macht auf ihre Wahrheitsdiskurse hin.“ (Foucault 1992: 15) Dies bedeutet, die Gegebenheit und Verwobenheit aus Macht, Wissen und Subjekten anzunehmen und auszuhalten, daran anschließend aber zu ergründen, wie diese Zusammenhänge „gestrickt“ sind und dann hier eine „Masche“ aufzutrennen, dort die Schere anzusetzen und nochmal woanders drüber zu nähen. Dies betrifft einerseits die Position der ForscherInnen, die sich auf die Funktionsweise des Diskurses einlassen müssen, um ihn zu durchdringen und dabei gleichzeitig genügenden Abstand dazu einnehmen müssen,

um ihn kritisch hinterfragen zu können. Außerdem spielt die Frage nach der Zurückweisung von Machtwirkungen (insbesondere in Bezug auf den eigenen Subjektstatus) eine Rolle, da in beiden Feldern die zentrale Tätigkeit (Erwerbsarbeit und Tanz) umgedeutet wird und damit auch die Subjektivierungen betroffen sind. Welche Rolle spielen KreativarbeiterInnen und TänzerInnen innerhalb der Wissensgesellschaft und was wollen sie im Kraftfeld gesellschaftlicher Anrufungen sein?

2.2.10 Die Dispositive

Die Dispositive bilden „Querschnittsräume“ (Sarasin 2005: 13) in denen die Verschiedenartigkeiten der Diskurse und der Subjekte (durch diese selbst) gemanagt werden. Deleuze bezeichnet die Dispositive Foucaults als „Maschinen, um sprechen zu machen und zu lassen und um sehen zu lassen und zu machen“ (Deleuze in Ewald/Waldenfels 1991: 154). Sie beinhalten ihm zufolge „Lichtlinien“ und eine „Licht- und Aussageordnung“. Diese regeln, was gesagt und gezeigt, respektive gehört und gesehen werden kann. „Kräftelinien“ stehen bei Deleuze für die Machtdimension der Foucaultschen Diskurse und Dispositive. Letztlich ergeben sich aus dem Zusammenspiel dieser Linien quasi als Produkt innerhalb der Dispositive die „Subjektivierungslinien“. (Vgl. ebd.: 154 f.) „Somit ist jedes Dispositiv eine Vielheit, in der solche im Werden befindliche Prozesse wirken, die sich von denen unterscheiden, die in einem anderen Dispositiv wirken.“ (Ebd.: 157) Parallel zum Diskursbegriff ergänzt Deleuze: „Wir gehören Dispositiven an und handeln in ihnen.“ (Ebd.: 160) Analysiert werden Diskurse wie Dispositive „[n]icht zu Zwecken der Voraussage, sondern der Aufmerksamkeit für das Unbekannte [...], das an die Tür klopft.“ (Ebd.) Deleuze begrenzt dabei aber die diskursive Praxis in den Dispositiven stark auf Sprachliches. Wenn Foucault jedoch von Wirkungen in den Diskursen spricht, „dann gewiss nicht, um die Ordnung alleine auf die Sprache zu verlegen; zur Ordnung der Dinge gehören ebenso Blickraster, Tableaus, Handlungsfelder, Körperkarten und Bewegungsformen.“ (Deleuze in Ewald/Waldenfels 1991: 283)

Foucault selbst definiert das Dispositiv wie folgt:

„Was ich unter diesem Titel [des Dispositivs; G.R.] festzumachen versuche ist erstens ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebensowohl wie Ungesagtes umfasst. So-

weit die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann. Zweitens möchte ich in dem Dispositiv gerade die Natur der Verbindung deutlich machen, die zwischen diesen heterogenen Elementen sich herstellen kann. So kann dieser oder jener Diskurs bald als Programm einer Institution erscheinen, bald im Gegenteil als ein Element, das es erlaubt, eine Praktik zu rechtfertigen und zu maskieren, die ihrerseits stumm bleibt, oder es kann auch als sekundäre Reinterpretation dieser Praxis funktionieren, ihr den Zugang zu einem neuen Feld der Rationalität verschaffen. Kurz gesagt gibt es zwischen diesen Elementen, ob diskursiv oder nicht, ein Spiel von Positionswechseln und Funktionsveränderungen, die ihrerseits wiederum sehr unterschiedlich sein können. Drittens verstehe ich unter Dispositiv eine Art von - sagen wir - Formation, deren Hauptfunktion zu einem gegebenen historischen Zeitpunkt darin bestanden hat, auf einen Notstand (urgence) zu antworten. Das Dispositiv hat also eine vorwiegend strategische Funktion. Das hat zum Beispiel die Resorption einer freigesetzten Volksmasse sein können, die einer Gesellschaft mit einer Ökonomie wesentlich merkantilistischen Typs lästig erscheinen musste: es hat da einen strategischen Imperativ gegeben, der die Matrix für ein Dispositiv abgab, das sich nach und nach zum Dispositiv der Unterwerfung/Kontrolle des Wahnsinns, dann der Geisteskrankheit, schließlich der Neurose entwickelt hat.“ (Foucault 1978: 119 f.)

Dispositive werden somit als 'Netz', strategischer Bedeutungen oder als 'Formation' verstanden, die eine (mehr oder weniger) dauerhafte Antwort auf einen 'Notstand' geben. (Vgl. Jäger in Keller et al. 2001: 89) Mit dem Dispositiv wird ein soziales Funktionsgeflecht analytisch herausgearbeitet, welches eine produktive Ordnung sicher- oder wiederherstellt. Ziel ist, ein Verständnis für gesellschaftlich zeitweise stabile Abläufe in Form einer Dekonstruktion von Wirkungszusammenhängen zu erzeugen.

Es ist – auch für Foucault selbst und seine Theorie untersuchende WissenschaftlerInnen – schwierig, den genauen Unterschied zwischen dem Dispositiv und dem Diskurs zu benennen. Für Keller (2008a: 235) stellt das Dispositiv eher den institutionellen Rahmen dar, bestehend aus Infrastruktur, Gesetzen, Institutionen. Der Diskurs hingegen beinhaltet eher Subjektivierungsweisen, Machtwirkungen, Wissensordnungen etc. In der zu analysierenden Praxis spielt all dies letztlich zusammen und daher wird wiederum ein Dachbegriff für das komplexe Gefüge benötigt. Foucault selbst neigte sowohl dazu, als Überbegriff manchmal wiederum Diskurs zu gebrauchen als auch Dispositiv (wie teilweise auch in den oben stehenden Zitaten deutlich wird).¹²

12 Bei der (deutschen) Rezeption Foucaultscher Begriffe ist zu berücksichtigen, dass französische Wörter wie *le dispositif*, *le discours* oder *la généalogie* etc. durchaus in der Alltagssprache vorkommen und dieser so gesehen auch entstammen – wenn auch Foucault sie wissenschaftlich ausarbeitet, definiert und kontextualisiert. Verständnis- und Abstimmungsprobleme deutscher

Da im Rahmen dieser Studie keine Dispositivanalyse¹³ durchgeführt wurde, erarbeite ich im Folgenden keine Systematik des Dispositivs, sondern nutze diese Größe als Orientierung und Verständnis für die sich aus bzw. in den Analysen ergebenden Zusammenhänge. Diese können als Dispositive (z.B. aus TänzerInnen, Compagnien, Theatern, Kulturpolitik, Beschlüssen, ZuschauerInnen etc.) verstanden werden, um das diskursive Wirkgefüge zu veranschaulichen.

2.2.11 Die Diskurse und Dispositive als analytische Konstruktionen

An dieser Stelle ist es mir wichtig darauf hinzuweisen, dass es sich sowohl bei den zu analysierenden Diskursen als auch bei den Dispositiven um Konstrukte der BetrachterInnen handelt. Auf der Ebene der konkreten gesellschaftlichen Praxis bilden Diskurse (als Sag- und Sichtbarkeiten) Teile unserer Realität, die wir als Ordnungen wahrnehmen können. Ebenso sind Dispositive auszumachen, die in Form eines abgrenzbaren Ensembles von AkteurInnen, Institutionen und Regeln etc. im Blick der diskursimmanenten AkteurInnen 'zusammengehören'. Das Dispositiv bemisst also einen sozialen Raum, der beinhaltet, was in einen 'Fall', eine 'Situation' hineinspielt. Ein Dispositiv kann in funktional-inhaltlicher Ebene aufgespannt werden (als Frage, wer mit welcher Aufgabe involviert ist) oder in struktureller Hinsicht (in Bezug etwa auf die Frage, wie sich die Idee der beruflichen Kompetenz ausgebildet hat). Gleiches gilt für die Diskurse; sie sind 'Themen' und 'Wirkungen' innerhalb von gewählten Perspektiven – der gesellschaftlichen AkteurInnen zum Zwecke des Handelns im Alltag (allgemeingesellschaftlicher Praxis), genauso wie sie Analyseinstrument wissenschaftlicher Forschung (wissenschaftlicher Praxis) sind, mit dem Phänomene und Effekte begrenzt werden. Bei der Diskursanalyse handelt es sich nach Foucault um „[e]ine Aufgabe, die darin besteht, nicht – nicht mehr – die Diskurse als Gesamtheit von Zeichen (von bedeutungstragenden Elementen, die auf Inhalte oder Repräsentationen verweisen), sondern als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen.“ (Foucault 1973: 74) Er fährt fort: „Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Dieses Mehr macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache. Dieses

WissenschaftlerInnen zu Foucaultschen Begrifflichkeiten resultieren zu einem gewissen Teil wohl auch aus der Schwierigkeit, sie eher als wissenschaftliche Kunst(be)griffe verstehen zu wollen/zu müssen denn als praktische Bezeichnungen zur Ordnung der Gedanken.

13 Vgl. für die forschungspraktische Grundlegung Bührmann/Schneider 2008, für ein Anwendungsbeispiel Truschkat 2009.

mehr muss man ans Licht bringen und beschreiben.“ (Ebd.; Hervorhebungen im Original) D.h., dass gefragt wird, welche Wirkungen Aussagen (im weiten Sinne) haben, die aus bestimmten Richtungen kommen und in bestimmte Richtungen zeigen. In den Hintergrund soll rücken, wer konkret die Initiative ergreift, da Foucault das Subjekt eben als veränderlichen Diskurseffekt und nicht als Urheber versteht – konkrete AutorInnen sind austauschbar; sie werden historisch auch ständig ausgetauscht.¹⁴

„Wenn es aber einen Weg gibt, den ich ablehne, dann ist es der (man könnte ihn, ganz allgemein gesagt, den phänomenologischen Weg nennen), der dem beobachteten Subjekt absolute Priorität einräumt, der seinem Handeln eine grundlegende Rolle zuschreibt, der seinem eigenen Standpunkt an den Ursprung der Historie stellt – kurz, der zu einem transzendentalen Bewusstsein führt.“ (Foucault 1971: 15)

Im Rahmen einer Diskursanalyse entsteht durch die beschriebenen Ebenen und Vorgehensweisen ein „Archiv“. Dieses weist aus, was zu einem Zeitabschnitt in einem Feld sagbar und sichtbar ist und zeigt dafür gültige Ordnungen auf. Das Archiv enthält „Monumente, nicht Dokumente“ (Schneider 2004: 88), umfasst also nicht nur Textuelles, sondern auch materielle Praktiken und Dispositive.¹⁵

Wichtig ist grundsätzlich zu beachten, dass ich als Forscher die Diskurse, die ich analysiere – indem ich sie fokussiere, um sie zu analysieren – in diesem konkreten Zuschnitt konstruiere und konturiere. Der Diskurs ist ein „zu Forschungszwecken hypothetisch unterstellter Strukturierungszusammenhang“. (Keller 2008: 63) Darin strebt die Diskursanalyse nach Foucault nicht danach, die Subjekte und Objekte in den Diskursen zu erklären. Vielmehr geht es um die Wirkungen und die Effekte, die der Diskurs hervorbringt. Also geht es nicht um den Staat, das Subjekt, das Individuum, die Disziplin in einem konkreten Diskurs, sondern um Tendenzen der Verstaatlichung, um Subjektivierungen, Individualisierungen und Disziplinierungen. (Vgl. Schneider 2004: 225 ff.) Im Rahmen dieser diskursanalytischen Arbeit mache ich den LeserInnen einen Verstehensvorschlag und kann nicht wissen, in welchen Formen diese ihn aufnehmen werden und welche Wendungen sich im Folgenden ergeben. Letzterer Gedanke ist jedoch wieder mit dem Zusatz zu versehen, dass ich damit nicht auf

14 Dies verdeutlicht Foucault, indem er bspw. der französischen Tageszeitung 'Le Monde' ein Interview nur unter der Auflage gab, es anonym zu veröffentlichen. Damit löste er – im Interview selbst und darüber hinaus – eine Debatte darüber aus, wie viel Gewicht dem Autor bei der Beurteilung von Aussagen (Handlungen) beigemessen wird und welche verzerrenden Effekte dies haben kann. Vgl. dazu Foucault (2005): „Schriften“, Band 4. S. 128 ff.

15 Wobei ich auch Texte als materialisierte Äußerungen fasse. Ich möchte hier darauf hinweisen, dass neben Schrifttexten auch Menschen in Aktion oder etwa Gebäude ethnografisch im Rahmen einer Diskursanalyse erfasst werden können und sollen.

die subjektiv-individuelle Fähigkeit der Interpretation anspiele, sondern auf mögliche Lesarten, die performativ rekonstruiert werden. Diese Aktions- und Reaktions-Machtwirkungen sind es letztlich, die den Diskurs untergründig kennzeichnen, aber zunächst hinter den konkreten diskursiven Praktiken und Dispositiven verborgen bleiben. „Wir müssen unsere Rituale auf-decken, als das, was sie sind: völlig willkürliche Dinge, die an unsere bürgerliche Lebensweise gebunden sind.“ (Foucault 1974: 170) Denn in der die Diskursanalyse als Forschung ermöglichenden Voraussetzung, dass gesellschaftliche Veränderungen als diskursiv zu dechiffrieren sind, bleibt als weitere Voraussetzung immer relevant, dass die Diskurse nicht gezielt von Subjekten gebildet werden, sondern aus dem Zusammenspiel resultieren – sie besitzen aus der Perspektive des Einzelnen eine gewisse „Formautonomie“ (Bublitz 2003: 6). Und auch das Subjekt ist selbst nicht gezielt gestaltbar, sondern (Macht-)Effekt der Diskurse.

2.2.12 Diskursive und nicht-diskursive Praktiken

Hinsichtlich der Unterscheidung zwischen 'diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken' schließe ich mich der Position von Laclau/Mouffe (1991) an. Diese verwerfen den Unterschied, der bereits durch Foucault als 'unwesentlich' abgewehrt worden war. (Vgl. dazu auch die Hinweise in Wrana/Langer 2007). Einerseits sollen im Rahmen dieser Studie alle Praktiken als diskursiv gerahmt verstanden werden, andererseits besteht kein grundsätzlicher Unterschied zwischen einer sprachlichen und einer materiellen Handlung. In dieser Perspektive kann es also weder etwas nicht-diskursives geben, noch eine Trennung in Diskurse und (nicht-diskursive) Praktiken. Diskurse sind Praktiken bzw. werden nur in diesen erkennbar, Praktiken sind immer bereits diskursiv (formatiert).

Dabei muss allerdings unterschieden werden zwischen einem Verständnis des Diskurses als einem vorfindbaren Kommunikations- und Interaktionsmodus und der Konstruktion von Diskursen im Rahmen der (interessegeleiteten) Forschungspraxis (s.o.). Im ersten Fall würde die Einteilung in diskursive und nicht-diskursive Praktiken behaupten, es existierten nicht ausgehandelte, von diskursiven Macht- und Wahrheitsspielen unabhängige Praktiken. Eine solche analytisch-künstliche Alleinstellung erscheint mir – gerade im Kontrast zu anderen demgegenüber vermeintlich wiederum diskursiven Praktiken – wenig überzeugend.

Im zweiten Fall meint die Unterscheidung in diskursive und nicht-diskursive Praktiken eine Auswahl im Blick der ForscherInnen. Diese entscheiden

absichtsvoll, welche diskursiven Praktiken für die Untersuchung von Bedeutung im diskursanalytischen Sinne sind und schließen andere aus, bzw. weisen nicht 'diskurs-wirksamen' Elementen ihres Untersuchungsfeldes einen isolierten, nicht in das Kräftespiel involvierten Status zu. Diese Praktiken beeinflussen dann in der Konstruktion der ForscherInnen andere Praktiken nicht und werden auch nicht von Ihnen beeinflusst. Letztlich ist eine solche imaginäre Grenze zwischen Praktiken gemäß der hier vorgestellten und argumentativ begründeten Sichtweise schwerlich aufrecht zu erhalten. Lediglich im Sinne eines Des-interesses gegenüber den dann als nicht-diskursiv gelabelten Praktiken kann ich die Unterteilung verstehen. „Auch nicht-diskursive Phänomene oder Erfahrungen müssen zu ihrer Identifizierung diskursiv ausgedrückt werden und in eine symbolische Ordnung gebracht werden.“ (Moebius 2005: 132) Oder in den Worten Foucaults:

„Es gibt keine prädiskursive Vorsehung, welche uns die Welt geneigt macht. Man muss den Diskurs als eine Gewalt begreifen, die wir den Dingen antun; jedenfalls als eine Praxis, die wir ihnen aufzwingen.“ (Foucault 1974: 36 f.)

Man kann dem noch hinzufügen, dass es sich bei dieser Positionierung auch wieder ('nur') um ein im Moment gültiges diskursives (wissenschaftliches) Paradigma handelt. Wir glauben, oder meinen zu wissen, dass eine zugrunde gelegte diskursive Ordnung des Sozialen auch nur konstruiert wird, um sich Wirklichkeit erschließen zu können. Diese Perspektive wird selbst wieder (im diskursiven Machtkampf) überholt werden. Fairclough fordert im Anschluss an solche Überlegungen, dass die Ausbildung einer „critical discourse awareness“ (Fairclough in Keller et al. 2001: 336) in den Kanon der Bildungsaufgaben aufgenommen werden sollte. Jede(r) BürgerIn benötigt ihm zufolge die Kompetenz sowohl die eigene Identität als auch Positionen innerhalb von diskursiven Ordnungen reflexiv zu thematisieren und auszuhandeln.

„Diskurse lassen sich unter diesem Aspekt als 'artikulatorische Praxis' begreifen, die versucht, zwischen verschiedenen Elementen eine neue Beziehung herzustellen, welche die Identität beider Elemente verändert [...] um so einen neuen Sinnhorizont zu konstruieren, welcher die in einer noch offenen Situation wirkenden unterschiedlichen Bestrebungen gewissermaßen bündelt und in eine um einen neuen 'Knotenpunkt' herum konstruierte diskursive Formation integriert.“

(Hirsland/Schneider in Keller et al. 2001: 381)

Gegenüber der Befürchtung, dann werde alles als „diskursiv“ oder als „Diskurs“ bezeichnet und dies sage dann wieder nichts mehr aus, möchte ich zweierlei entgegen: Erstens verwundert es nicht, dass diskursanalytisch Forschende nach

diskursiven Ordnungen suchen und diese dann meist auch finden. Wieso sollte die eigene Forschungsperspektive verneint werden? Zweitens wird im Zuge einer Diskursanalyse nicht einfach nur deklariert, dass es sich um Diskurse und verschiedene diskursive Wirkungen handelt. Vielmehr werden diese Diskursbestandteile ja detailliert analysiert und daraus ergibt sich dann der wissenschaftliche 'Mehrwert': Aufzuzeigen, wie Diskurse funktionieren und welche (Aus-)Wirkungen dies spezifisch hat.

2.2.13 Résumé und Fragen

In dieser Darstellung der Diskursanalyse Foucaults fällt m.E. ein Spannungsfeld besonders ins Auge. In Bezug auf den immer wiederkehrenden Begriff der Ordnung zeigt sich, dass Foucault zeitlebens bemüht war, seine Forschung zu systematisieren. Gleichzeitig blieb er in Vielem auch mindestens zweideutig: „Man wird daraus schließen dürfen, dass die mehrdeutige Verwendung zentraler Begriffe seinem Denken wesentlich ist.“ (Bürger in Ewald/Waldenfels 1991: 99) Die gesellschaftliche Praxis – dies wurde ebenfalls in den obigen Einordnungen deutlich – stellt Foucault sich lebendig, durcheinander, bewegt und umkämpft vor. Und da er sich als Wissenschaftler als gesellschaftlichen Akteur verstand, kann hier evtl. auch eine Erklärung für sein stetiges Ringen um klare Begrifflichkeiten gefunden werden. Einerseits fühlte er sich als Mitglied der Wissenschaft (diskursiv) dazu verpflichtet, exakt zu arbeiten, andererseits wusste er um den Zusammenhang, dass Ordnungen künstlich und vor allem willentlich erzeugt werden und nachfolgende Wirkungen haben. Politisch hatte er einen Hang zu der Vorstellung, mächtige Verbindungen nicht nur gedanklich, sondern auch alltagspraktisch zu dekonstruieren.

2.3 Das Forschungsprogramm der Wissenssoziologischen Diskursanalyse

Keller (hier insbesondere 2008a) hat die beiden oben eingeführten Denktraditionen der (hermeneutischen) Wissenssoziologie und der Foucaultschen Diskursanalyse in Form der „Wissenssoziologischen Diskursanalyse“ zusammengeführt. Dabei ist jedoch anzumerken, dass insbesondere die von mir weiter oben (unter 2.1) dargelegte Herleitung wissenssoziologischer Fragen von Kellers Ausrichtung abweicht. Zudem bindet Keller das „Interpretatives Para-

digma“ (Vgl. ders. in Brock et al. 2009: 17 - 126) der verstehenden Soziologie in dieses Konstrukt verstärkt mit ein, auf das im Folgenden noch eingegangen wird. Somit ist das hier vorzustellende Forschungsprogramm der sozial-konstruktivistischen Wissenssoziologie zuzu-rechnen.

2.3.1 Synthese der Methodologie

Die Wissenssoziologische Diskursanalyse (im Folgenden WDA) zielt darauf ab, intersubjektiv verhandelte Sinnstrukturen zu rekonstruieren und befragbar zu machen. Im Anschluss an Mead (2008) kann von einem „Universe of discourse“ ausgegangen werden, welches eine Art gesellschaftlich zugänglichen Wissensvorrat in Bezug auf den Gesten- und Symbolgebrauch enthält. In der Kommunikation werden dessen Inhalte und Strukturen laufend aktualisiert und können bei diesem Prozessieren beobachtet werden. Demgemäß ist „die Welt des Alltags von vorneherein intersubjektiv“ (Keller in Brock et al. 2009: 80). Das dennoch (große) Teile der (sozialen) Welt als objektiv eingeschätzt und als relativ stabil angesehen werden können, ist im Prinzip eine weitere „wahrwerdende“ intersubjektiv (zeit- und gruppenweise) geteilte Interpretation. (Vgl. ebd.: 83) Dabei gilt gemäß Keller (ebd.: 32), dass als 'wahr' angenommene Sachverhalte 'reale' Folgen haben (sog. „Thomas-Theorem“). Interpretative Sozialforschung bietet solche Interpretationen der beobachteten Wirklichkeit analytisch aufbereitet an. (Vgl. ebd.: 37) In der praktischen Annahme solcher auch als Deutungsmuster (vgl. u.a. Keller 1998) zu bezeichnender 'Angebote' (die in verschiedenen Bereichen der gesellschaftlichen Praxis entstehen) gewinnen sie an Wirkmächtigkeit. Vereindeutigende Setzungen, „wie es ist“ helfen den Menschen ihren Alltag zu meistern und handlungsfähig zu bleiben. Grundlegend kann davon ausgegangen werden, „dass es Sinn nur dank der Zwangswirkungen der Strukturen gibt.“ (Foucault 1992: 23) Dabei meint der Begriff der Struktur aber nicht eine von zentraler Stelle vorgegebene Regel, sondern vielmehr eine zeitlich und dezentral zuvor interaktiv verfestigte Art und Weise des Zeichen- und Symbolgebrauchs – generiert und beeinflusst von „SprecherInnen“ und Institutionen mit unterschiedlich starkem Einfluss.

Es handelt sich bei der WDA um eine „Analyse des Sozialen als Analyse von Diskursen“ (Vgl. Keller, Schneider, Hirsland, Viehöver 2005: 7ff.) Dabei werden insbesondere Wissensordnungen, Aushandlungsprozesse und das vorfindbare Handlungswissen herausgearbeitet, um Machtkämpfe und „Spiele der Wahrheit“ bzw. der Macht zu dekonstruieren. (Vgl. Ebd.)

„Als Diskurs bezeichne ich einen Komplex von Aussageereignissen und darin eingelassenen Praktiken, die über einen rekonstruierbaren Strukturzusammenhang miteinander verbunden sind und spezifische Wissensordnungen der Realität prozessieren. Dieser Strukturzusammenhang umfasst die den Ereignissen gemeinsamen Regeln und Ressourcen der Diskursformation.“ (Keller 2008a: 235)

Dabei ist immer auch die eigene Verflochtenheit in Wahrheitsdiskurse als ForscherIn zu berücksichtigen bzw. zugänglich zu machen. (Vgl. Jäger in Keller et al. 2001: 83) Besonders ergiebig ist es meist, Veränderungen in sozialen Feldern zu analysieren, wie dies in der vorliegenden Studie in den Bereichen der Wissensarbeit und des zeitgenössischen Tanzes erfolgt. Die „soziale Strukturierung pluraler Wissensflüsse“ (Keller 2008a: 92) erfolgt in Form von bzw. erzeugt ihrerseits Distinktionen – also (temporäre) Abgrenzungen und teilweise auch Hegemonien – verstanden als (dauerhaftere) Interessensblöcke. Im Anschluss daran können „umstrittene, vorübergehend kristallisierte symbolische Strukturen der Ordnung von Welt“ (Gusfield 1981 zitiert in Keller 2008a: 183) analysiert werden. Diese (zeitweise) „auf Dauer gestellten“ Ordnungen ermöglichen Handeln – indem sie es beschränken. Dies erfolgt aber interessensgebunden und zieht (teilweise unbeabsichtigte/ungekannte) Wirkungen nach sich; wobei beide – Interesse und Wirkungen – nicht (immer) klar und eindeutig auszumachen sind.

„Die Ziele der Wissenssoziologischen Diskursanalyse können wie folgt beschrieben werden: Sie rekonstruiert Prozesse der sozialen Konstruktion, Zirkulation und Vermittlung von Deutungs- und Handlungsweisen auf der Ebene von institutionellen Feldern, Organisationen, sozialen Kollektiven und Akteuren. Im Anschluss daran untersucht sie die gesellschaftlichen Wirkungen dieser Prozesse.“ (Keller 2008a: 192)

Die soziale Praxis bringt meist Mischformen und Verzerrungen hervor. „In solchen Diskursen geht es um die Festlegung der kollektiven symbolischen (Problem-)Ordnung durch die weitgehende Wiederholung und Stabilisierung gleicher Aussagen in singulären Äußerungen.“ (Keller 2008a: 227) Man könnte auch von einer besonderen Form der „Erinnerungsarbeit“ sprechen: Die Dekonstruktion eines Diskurses arbeitet gegen die Tendenz an, dass gesellschaftliche Konzepte (symbolisch) 'erfunden' oder ins Leben gerufen werden und danach 'vergessen' wird, dass sie sozial konstruiert wurden – bzw. es immer wieder werden (Phänomen der Naturalisierung). (Vgl. hierzu auch Knoblauch 2005: 43) „Insofern ist jede fixierte Bedeutung eine Momentaufnahme in einem sozialen Prozess, der eine unendliche Vielfalt von möglichen Lese- und Interpretationsweisen zu generieren vermag.“ (Keller 2008a: 10)

„Ihr Forschungsgegenstand ist – mit anderen Worten - die Produktion und Transformation gesellschaftlicher Wissensverhältnisse durch Wissenspolitiken, d.h. diskursiv strukturierte Bestrebungen sozialer Akteure, die Legitimität und Anerkennung ihrer Weltdeutungen als Faktizität durchsetzen. Sie begreift damit sozialen Wandel nicht nur als sozialstrukturellen Prozess, sondern als Verschiebung von Wissensregimen.“ (ebd.: 193)

Keller (2008a) geht also von einer „permanenten Erzeugung und Zerstörung von Wissen“ (ebd.: 14) aus, die durch diskursive Machtwirkungen teilweise kürzer, teilweise länger überdauern. Gusfield (zitiert in Keller 2008a: 309) fasst Diskurse daher als „Ordnungsmuster eingefrorener Prozesse“.

Im Hinblick auf mein methodisches Vorgehen in Form der Analyse von – nicht ausschließlich, aber in erster Linie – Textmaterialien weist Keller auf die Bedeutung von Sprachprozessen für die Zirkulation des Wissens (jeglicher, also auch originär nicht-sprachlicher Form) hin. Ich stimme praxeologischen Ansätzen zu, die einen breiteren Wissensbegriff als den an Verbal- oder Schriftsprache gekoppelten vertreten („körperliches Wissen“ oder „praktische“ Kompetenzen). Allerdings gilt auch für solche Wissensformen und -bereiche, dass sie kommunikativ und dabei in erster Linie verbal- oder schriftsprachlich weitergegeben und diskutiert werden müssen. Ich analysiere dementsprechend „Aussagen, Praktiken und Artefakte als Manifestationen der sozialen Prozessierung gesellschaftlicher Wissensvorräte.“ (Keller 2008a: 214)

Wie bei Keller (2008a: 194) deutlich wird, stellen die AkteurInnen die Schaltstelle zwischen Diskurs und diskursiven Ereignissen dar, da sie sich innerhalb diskursiver Ordnungen bewegen und in ihren Praktiken Realität(en) erschaffen, aktualisieren und auch transformieren. AkteurInnen sind in diesem Verständnis „[i]ndividuelle oder kollektive Produzenten der Aussagen; diejenigen, die unter Rückgriff auf spezifische Regeln und Ressourcen durch ihre Interpretationen und Praktiken einen Diskurs (re-)produzieren und transformieren“ (ebd.: 234). Aussagen wiederum sind „[d]er typisierbare und typische Gehalt einer konkreten Äußerung bzw. einzelner darin enthaltener Sprachsequenzen, der sich in zahlreichen verstreuten Äußerungen rekonstruieren lässt“ (ebd.). Bei den genannten Äußerungen handelt es sich um „[d]ie konkret dokumentierte, für sich genommen je einmalige sprachliche Materialisierung eines Diskurses“ (ebd.).

„Vor allem geht es darum, die Formung unserer Alltagswirklichkeit und unseres Alltagshandelns durch Institutionen, Produkte, Weltansichten, kollektive 'Mentalitätsfiguren', Handlungsmuster und Wissensformen zu zeigen. Sie alle werden im menschlichen Handeln modelliert, gewinnen dort ihre Gestalt und Wirklichkeit und wirken ihrerseits auf menschliches Handeln zurück. Kurz: Es geht auch um die

Rückwirkung der gesellschaftlichen Konstruktionen auf ihre Konstrukteure. Die Analyse versteht sich damit als Rekonstruktion der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit.“ (Soeffner 1992: 477 zitiert in Keller 2008a: 319)

Es geht im Rahmen meiner Analysen also nicht um den Entzug von Bedeutung, um quasi den Naturzustand einer sozialen Situation (z.B. das 'Wesen der Arbeit' oder die 'Natur der Bewegung') hervorzubringen. Es handelt sich immer nur um Umdeutungen und Machtverschiebungen verschiedener Formen/Zustände diskursiver Praxis. (Vgl. Jäger in Keller et al. 2001: 88) Im Rahmen dieser „Untersuchung der Objektivität der Ordnungen und ihrer kommunikativen Konstruktion“ (Keller 2008a: 192) sollen die „Ordnungsfunktionen eines Diskurses“ herausgearbeitet werden. (Vgl. ebd.: 195) Außerdem werden die Konstruktionen sozialer AkteurInnen untersucht – da die Akteure oder Subjekte selbst im Sozialen 'erzeugt' wurden. (Vgl. ebd.: 221) D.h., dass es auf ein zeitliches Voranschreiten bei der Betrachtung von Wechselwirkungen ankommt. Vorangegangene Entscheidungen brachten Ordnungen hervor, die auf nach-folgende einwirken. Dies gilt nicht nur für (Untersuchungs-)Objekte, sondern auch für die Subjekte innerhalb der Diskurse. Sie können nur aufgrund vorausgehender Setzungen gedacht werden und werden im diskursiven Rahmen aktiv.

„Mit diesen Ausführungen ist eine große Bandbreite möglicher Forschungsfragen umrissen. Dieses Spektrum muss in empirischen Untersuchungen spezifiziert, d.h. gegenstandsbezogen akzentuiert und methodisch umgesetzt werden.“ (ebd.: 193)

Von den zahlreichen möglichen Fragestellungen, die Keller (2008a) in Bezug auf Wissenssoziologische Diskursanalysen anführt, ziehe ich für meine Studie insbesondere die zwei folgenden in Betracht:

- „Welche manifesten und/oder latenten typisierbaren Inhalte kognitiver, moralisch-normativer und ästhetischer Art werden vermittelt?
- Welches Wissen (Deutungen und Problemlösungen) wird also erzeugt und verbreitet?“ (Vgl. ebd.: 262 f.)

Ich untersuche zwei Diskursformationen als jeweilige „Bezeichnung für einen abgrenzbaren Zusammenhang von Diskurs(en), Akteuren, Praktiken und Dispositiven“ (ebd.: 234). Die erste Diskursformation zirkuliert um den Begriff der „Digitalen Bohème“ in der Konstruktion selbstbestimmter und unabhängiger Erwerbsarbeitsformen. Die zweite diskursive Formation wird häufig als „Wis-

senskultur Tanz“ betitelt und prozessiert die Idee, zeitgenössischer Tanz produziere, kommuniziere und transformiere körperbezogen gesellschaftlich relevantes Wissen.

Das Manifest von Friebe/Lobo (2006) „Wir nennen es Arbeit. Die Digitale Bohème oder Intelligentes Leben jenseits der Festanstellung“ ist ebenso ein prägendes und besonders relevantes Diskursfragment (für die Diskursformation der unabhängigen selbstbestimmten Erwerbsarbeit), wie z.B. auch zentrale Pressemitteilungen zum Tanzplan Deutschland oder die durch diesen geförderte Publikation von Gehm et al. (2007) „Wissen in Bewegung. Perspektiven der künstlerischen und wissenschaftlichen Forschung im Tanz“ (für die Diskursformation eines Wissen generierenden zeitgenössischen Tanzes). Dabei handelt es sich um je ein „Aussageereignis, in dem Diskurse mehr oder weniger umfassend aktualisiert werden (z.B. ein Text)“ (Keller 2008a: 234). Trotz dieser hier angeführten Beispiele handelt es sich bei den analysierten Diskursformationen um öffentliche Diskurse, auch wenn insbesondere die genannte Tanz-Publikation eine wissenschaftliche Konnotation aufweist. Grundsätzlich sind aber beide Felder als „Diskurs mit allgemeiner Publikumsorientierung in der massenmedial vermittelten Öffentlichkeit“ (ebd.: 235) zu charakterisieren. Damit ist nicht in erster Linie gemeint, dass jeweils ein besonders großes 'Publikumsinteresse' bestehen muss (insbesondere der zeitgenössische Tanz besetzt hierauf bezogen eher eine Nische), sondern dass die von mir untersuchten Texte, in denen die Akteurs- und Tätigkeits-verständnisse deutlich werden, öffentlich frei zugänglich sind und mit der Absicht der Verbreitung platziert wurden.

Im folgenden möchte ich weitere ausgewählte Begriffe aus dem Forschungsprogramm der WDA als Analyseinstrumente einführen, da diese für meine folgenden Untersuchungen von Bedeutung sind:

Über die soeben genannten Diskursfragmente, die eine gewisse Schlüsselstellung oder Ankerrolle innerhalb der Diskurse spielen, fließen viele weitere diskursive Praktiken in den Diskurs und seine Analyse ein bzw. prägen diesen. Es handelt sich dabei um „kommunikative Muster der Aussageproduktion, die sich bspw. textförmig materialisieren (z.B. Presseerklärungen, wissenschaftliche Artikel, Vorträge)“ (Keller 2008a: 234)

Gemäß meiner genannten Fragerichtungen stellen Diskursstrategien ein wesentliches zu analysierendes Element beider Diskursformationen dar. Dies sind „[a]rgumentative, rhetorische, praktische Strategien zur Durchsetzung eines Diskurses (z.B. black boxing, d.h. die Etablierung unhinterfragter Grundannahmen; Protestveranstaltungen, um massenmediale Aufmerksamkeit zu erzielen; Besetzung von institutionellen Schlüsselpositionen).“ (Ebd.: 235)

Mittels der im folgenden vorgestellten forschungspraktischen Zusammenstellung wesentlicher Elemente beider diskursiver Formationen, angelehnt an Maßgaben der Grounded Theory nach Strauss/Corbin (1996), kann bereits vorausgeschickt werden, dass formal in der Zusammenfassung charakteristischer Bestandteile der in der QDA-Software AtlasTi[®] als „Hermeneutic Unit“ bezeichnete Rahmen bei Keller (2008a) als „Interpretationsrepertoire“ firmiert. Dies ist „[d]as typisierbare Ensemble von Deutungsbausteinen, aus denen ein Diskurs besteht und das in einzelnen Äußerungen mehr oder weniger umfassend aktualisiert wird“ (ebd.: 235). Innerhalb jeder der beiden Hermeneutic Units wird für die beiden Untersuchungsfelder je eine Story als Zuspitzung des Grounded Theory-orientierten Kategoriensystems formuliert, welche bei Keller (2008a) „Story line“ heißt und als „Roter Faden' eines Diskurses verstanden wird, durch den die verschiedenen Bestandteile des Interpretationsrepertoires verknüpft werden“ (ebd.: 235).

Inhaltlich geht es – wie ebenfalls bereits vorausgeschickt – um zweierlei anvisierte Forschungsergebnisse. Erstens um sog. „Subjektpositionen“ als „[i]m Diskurs konstituierte Subjektvorstellungen und Identitätsschablonen für seine möglichen Adressaten (z.B. angebotene Kollektiv-Identität, Modelle des 'umweltbewussten Bürgers'); auch Positionierungsvorgaben für Akteure, auf die ein Diskurs Bezug nimmt bzw. über die er spricht (bspw. 'Problemverursacher', 'Helden')“ (ebd.: 235). Es wird also von mir danach gefragt, als was zeitgenössische TänzerInnen und kreative ErwerbsarbeiterInnen jeweils entworfen werden.

Zweitens geht es um die Frage, wie die jeweilige Tätigkeit der AkteurInnen konstruiert wird, also welches „Wissen“ dazu zirkuliert. „Wissen“ ist dabei:

„[d]as, was im Sinne der sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie als Wissen behauptet wird; Bestandteile des kollektiven Wissensvorrates (z.B. Symbolische Ordnungen, die in Diskursen als adäquate Bestimmung von 'Wirklichkeit' behauptet werden; Modelle für Deuten und Handeln etc.)“ (ebd.: 235).

Die Auswahl der zu analysierenden Dokumente, die durch spezifische SprecherInnen produziert wurden, wird weiter unten ebenfalls noch detailliert begründet und erläutert. Vorauszuschicken ist, dass jeweils geprüft wurde, ob die Texte einer gemeinsamen Diskurskoalition angehören. Eine Diskurskoalition bezeichnet „[e]ine Gruppe von Akteuren, deren Aussagen demselben Diskurs zugerechnet werden können (z.B. durch Benutzung der gleichen 'story line'); der Zusammenschluss kann, muss aber nicht bewusst bzw. strategisch erfolgen“ (ebd.: 235). ForscherInnen rekonstruieren hierbei also, welche Zeugnisse von Aussagen in soweit als ähnlich zu bezeichnen sind, dass sie als zu einer Diskurskoalition gehörig zu fassen sind.

2.3.2 Zusammenfassung und sich anschließende Fragen

Im Rahmen meiner explorativen Studie geht es mir letztlich darum, von Foucault so bezeichnete „Episteme“ zu untersuchen: „Die Ordnung auf deren Hintergrund wir denken“. (Foucault 1974: 25). Welche Macht und Ordnungswirkungen beeinflussen die Transformationen der Auffassungen von kreativer Erwerbsarbeit und zeitgenössischem Tanz? Wichtiger als die detailgetreue Wiedergabe eines analytischen Dispositivs inklusive aller AkteurInnen, Institutionen, rechtlichen Grundlagen, Orte etc. ist es mir, herauszuarbeiten, welche Themen und Grundideen in den Bereichen moderner Wissensarbeit und Bewegungskulturen kommuniziert werden. Welche Vorstellungen werden mit möglichen Freiheiten, welche in Bezug auf Risiken ausgedrückt? Welche materiellen Voraussetzungen sollen auf welche Weise genutzt werden? Für Foucault stehen Episteme immer im Zusammenhang mit erzeugten Knappheiten. Dies bezieht sich auf die Vielfach genannte Definition des Diskurses in Form der Frage nach den temporären Denk- und Sagbarkeiten. Wie können (und müssen) Arbeit und Bewegung im Moment gesellschaftlich gedacht und damit auch praktisch entworfen werden? Auf welchen Säulen stehen diese Gebilde und wo führen sie uns hin? Eine solche Forschung stellt eine Form der „Ethnologie der eigenen Kultur“ dar. Diese wird auf ihre Ordnungsmuster hin befragt. Foucaults Professur am Pariser Collège de France trug passend dazu den Titel „Geschichte der Denksysteme“. Teile von Gesellschaften entwerfen sich kontinuierlich neu, aufbauend auf Vorhandenem und kombiniert mit Hoffnungen und mit dem Wunsch, negative Entwicklungen zu vermeiden. Eine solche Orientierung beruht auf lebenspraktisch gestützten Erfahrungen und Vorannahmen. Wie sich diese – in Form von Prekariats-debatten hier und Angriffen auf die Kulturbudgets dort – auf zukünftige Tätigkeitsszenarien auswirken, werde ich in den folgenden Kapiteln herausarbeiten.

„Diese Menge von einer diskursiven Praxis regelmäßig gebildeten und für die Konstitution einer Wissenschaft unerlässlichen Elementen, obwohl sie nicht notwendig dazu bestimmt sind, sie zu veranlassen, kann man Wissen nennen. Ein Wissen ist das, wovon man in einer diskursiven Praxis sprechen kann, die dadurch spezifiziert wird“. (Foucault 1973: 259f)

Wichtig festzuhalten ist die Überzeugung, dass gesellschaftliche Kommunikation und damit auch die Transformation von Wissensordnungen (üblicherweise) nicht nach dem Prinzip des besten Arguments verläuft. Ich gehe im Rahmen dieser Arbeit vielmehr davon aus, dass (auch in den Wissenschaften) in erster Linie strategische Allianzen (auch teilweise unbeabsichtigte) Machtwirkungen auslösen und damit nicht nur Wissens-„inhalte“ verändern,

sondern auch die Subjekte. Dadurch schließt sich der Kreis und die Trias Wissen-Macht-Subjekt(e) zirkuliert in ihren Wirkungen laufend weiter. Dabei gibt es („historisch“) Momente in denen Bestandteile eher festgelegt erscheinen und andere wiederum in Veränderung beobachtbar sind. Solche Momente werde ich in Bezug auf die diskursive Erzeugung 'selbstbestimmter (Wissens-)Arbeit' und des 'Tanzes als Wissenskultur' analysieren, da die in diesen Diskursen (neu) enthaltenen Formationen (noch) nicht selbstverständlich oder unhinterfragbar erscheinen. Die (noch) nicht vollständige Einbeziehung neuer Macht- und Wissensordnungen in die beiden Felder bietet die Verzögerung des „zu schnellen Verstehens“ (Kocyba 2006: 48) geradezu an. Diese Lösung eines Problems oder die Antwort auf einen Notfall durch eine diskursive Ver-schiebung bzw. Veränderung innerhalb eines Dispositivs, die das jeweilige Feld sozusagen 'beruhigt', ist ansonsten ja gerade eine wichtige, da unauffällige Diskurswirkung: Wir finden es 'normal' und es erleichtert unsere Alltagsbewältigung z.B. zwei soziale Geschlechter anzunehmen oder zwischen gesundem Geist und Wahnsinn dualistisch zu unterscheiden. Aber auch komplexere, vielfältigere Modelle der Wirklichkeit, die nicht nur auf dem Pa-pier oder gedanklich existieren, sondern in unsere Alltagspraxis eingeflossen sind, können häufig nur schwerlich aufgebrochen werden.¹⁶

In Bezug auf das Befragen der eigenen Kultur (analytisch durchgeführt in zwei ihrer Teilbereiche) benennt Giddens die zeitgenössische (Selbst-)Reflexivität wie folgt: „[W]ir gestalten unsere sozialen Praktiken auf der Grundlage unseres Wissens über eben diese Praktiken ständig um.“ (Giddens zitiert nach Fairclough in: Keller et al. 2001: 339) Dem ist aus diskursanalytischer Sicht mehreres hinzuzufügen: Erstens ist es wichtig, das „Wir“ zu dechiffrieren. Wer spricht und handelt wie, für wen und mit welcher Zielsetzung? Dadurch stellt sich zweitens das „Gestalten“ umkämpfter dar, als es im obigen Zitat anklingt: Mehrere Positionen und AkteurInnen/Akteursgruppen ringen um Deutungshoheit und Gestaltungsmöglichkeiten. Drittens ist auch das, was wir über die Verhältnisse wissen hochgradig diskursiv und mit Machtwirkungen verknüpft. Eine aufklärerische Vision bestehend aus vergangenen Handlungen und Rahmenbedingungen, sich anschließenden Erkenntnissen, Reflexionen und Lernergebnissen daraus, die in ein Anders- oder Bessermachen münden, stellt aus diskursanalytischer Sicht einen naiven Kurzschluss dar. Jedoch erscheint konkreten AkteurInnen in bestimmten

16 Vgl. hier z.B. die (diskursiv immer wieder neu und auch verschiedentlich erzeugte) Grenze zwischen Leben und (Hirn-)Tod analysiert von Schneider (2000) oder der auf vielfältige Weise unterschiedliche und dennoch institutionell gerahmte Umgang mit Müll (Keller 1998) – aber eben auch die Übergänge zwischen (Erwerbs-)Arbeit und Freizeit oder Differenzen zwischen (Tanz-)Kunst und Wissenschaft.

Situationen und Zeitabschnitten interessanterweise ihre 'Realität' als „Objektivität des Sozialen, die als Artikulation einer Wirkmächtigkeit von Diskursen zu verstehen ist.“ (Bublitz in Keller et al. 2001: 226)

2.4 Methodik

Nach dieser Einführung in die wissenssoziologischen und diskursanalytischen Grundlagen dieser Studie soll im Folgenden die konkrete Umsetzung der Analyse erläutert werden, die diesem Verständnis der Entwicklung des Sozialen folgt und zwei Teilbereiche exemplarisch herausgreift.

„Wer eine Periode oder zumindest eine Institution im Verlaufe einer Periode untersuchen möchte, für den sind unterem anderem zwei Regeln unbedingt erforderlich: die erschöpfende Behandlung des gesamten Materials und eine angemessene chronologische Einteilung der Untersuchung. Wer hingegen ein Problem untersuchen will, das zu einem bestimmten Zeitpunkt auftrat, muss anderen Regeln folgen: Auswahl des Materials nach Maßgabe der Gegebenheiten des Problems; Fokussierung der Analyse auf diejenigen Elemente, die zu seiner Lösung geeignet erscheinen; Herausarbeiten von Verbindungen, die diese Lösungsmöglich machen. Und somit Gleichgültigkeit gegenüber der Forderung, alles zu sagen, und sei es auch nur, um die Jury der versammelten Spezialisten zufrieden zu stellen.“ (Foucault 2005 zitiert in Keller 2008b: 68)

In diesem Teilkapitel gebe ich einen Ausblick auf mein methodisches Vorgehen, welches in den Kapiteln 2 und 3 dann konkret umgesetzt wird. Nach einer kurzen Einordnung meines Forschungsansatzes im Bereich der qualitativen Sozialforschung (1) gehe ich auf Kriterien hinsichtlich der Datenauswahl und der Zusammenstellung des Datenkorpus (Sampling) ein. Dabei wird auch erläutert, welche Arten von Daten in meine Untersuchung eingeflossen sind (2). Den Prozess der Datengewinnung und -interpretation führe ich angelehnt an Vorschläge der Grounded Theory (nach Strauss/Corbin 1996) durch. Hier umreisse ich, an welchen Prämissen ich mich orientiert habe (3). Daran anknüpfend lege ich offen, wie ich im Organisations- und Interpretationsprozess mittels der Analysesoftware „AtlasTi“ vorgegangen bin.

2.4.1 Grundzüge qualitativer Sozialforschung

Die qualitative (Sozial-)Forschung lässt sich in mehrerlei Hinsicht von ihrem quantitativen Pendant abgrenzen. Bei qualitativen Verfahren geht es nicht um die Überprüfung einer vorab festgelegten Hypothese (z.B. „Betrunkene haben eine längere Reaktionszeit als Nüchterne.“) und auch nicht um die Verifizierung oder Falsifizierung einer geschlossenen Forschungsfrage, die im Prinzip mit Ja oder Nein zu beantworten wäre (z.B. „Schwänzen vorbestrafte Jugendliche häufiger den Schulunterricht?“). Qualitative Forschungsvorhaben zeichnen sich durch offene Fragestellungen aus („Wie bereiten sich Langzeitarbeitslose auf Bewerbungsgespräche vor?“). Im Rahmen einer qualitativen Studie soll einerseits spezifisches Wissen generiert werden und andererseits sollen vorhandene Denkmuster, Kategorien, Typisierungen („männlich/weiblich“) aufgebrochen und hinterfragt werden. Wie Flick (2002) hervorhebt, zielen qualitative Methoden nicht darauf ab, bereits bestehendes Wissen direkt zu überprüfen und/oder ausdifferenzieren, sondern neue Sichtweisen auf Problemzusammenhänge zu ermöglichen, die durch bisherige Verfahren noch nicht ausreichend erfasst werden konnten. (Vgl. ebd.: 12ff.)¹⁷

An dieser Stelle möchte ich unterstreichen, dass bei aller inzwischen erfolgt (positiv wie negativ zu bewertender) 'Eingemeindung' der qualitativen (Sozial-)Forschung in den Kanon akzeptierter Forschungsmethoden und -methodologien der (selbst-)kritische, -reflexive und „revolutionäre“ Charakter der qualitativen Forschung nicht aus dem Blick geraten soll. Nach der qualitativen Grundlogik kann Forschung nicht mehr 'einfach passieren/funktionieren'. Sie muss sich selbst stark hinterfragen und leistet dies auch in Bezug auf gesellschaftliche Ordnungsmuster. Insofern hat sie es mitunter 'schwerer' als manche quantitativen Ansätze, die bspw. Begrifflichkeiten unkomplizierter in den Untersuchungs- oder Erklärungsansatz integrieren. Damit steht qualitative Forschung für eine Veränderung und Überwindung

17 Dass qualitative Forschungsprojekte meist kleinere Fallzahlen/Stichproben heranziehen als quantitative ist ein häufig zutreffendes und nicht zufälliges, jedoch nicht hinreichendes Kriterium zur Unterscheidung beider Paradigmen. Wichtig anzumerken ist, dass qualitative Forschung nicht den Kurzschluss begehen sollte, innerhalb einer Analyse Positionen einiger weniger ProbandInnen oder Befragter als Minderheit und damit als vernachlässigbar abzutun. Gerade auch in diskursanalytischer Perspektive ist es aufschlussreich, „Singularitäten“ ernst zu nehmen, da auch diese denk- und sagbar sein müssen um geäußert zu werden. Sie setzen also in dieser Logik einen diskursiven Rahmen voraus, um auftreten zu können. Ich halte daher die Argumentation für problematisch, ein einmaliges/sehr seltenes Auftreten sei mit Vorsicht zu behandeln und habe keine valide Aussagekraft und plädiere dafür, gerade exotische und u.U. nur singular auftauchende Positionierungen wertzuschätzen und in der Analyse zu beachten.

dualistischer, hierarchischer, diskriminierender, kolonialisierender, mehrheitsorientierter usw. Wissensordnungen.

Im Sinne des weiter oben bereits angesprochenen „Interpretativen Paradigmas“ ist qualitative Forschung darum bemüht, intersubjektive Verständigungsprozesse so abzubilden und zu interpretieren, dass LeserInnen qualitativer Studien plausible und nachvollziehbare Interpretationen angeboten bekommen. Dabei ist zu betonen, dass qualitative Methoden keine allumfassenden, allgemeingültigen oder gar zeitlosen Ergebnisse hervorbringen, sondern spezifische konkrete „kleine Geschichten“ erzählen, die zwar auch ein Deutungs- oder Ordnungsangebot darstellen, ihre geringe Reichweite aber nicht als Makel auffassen und darum nicht verstecken. Vielmehr kann an (Zwischen-)Ergebnissen qualitativer Forschung weitergedacht werden. Für beide Forschungsparadigmen gilt, dass eine übergeordnete Fragestellung durch weitere Unterfragen ergänzt werden kann und sollte.¹⁸ In den folgenden beiden Kapiteln werde ich deshalb auch darlegen, wie ich meine beiden zunächst sehr groß angelegten Forschungsfelder (Wissensarbeit und Bewegungskulturen) für die Analyse mittels verschiedener Strategien fokussiert und begrenzt habe.

Als weiteres Charakteristikum ist der Prozesscharakter bzw. die Zirkularität qualitativer Forschung zu nennen. (Vgl. u.a. Flick 2002: 71ff.) Im Gegensatz zu Gepflogenheiten innerhalb der (klassischen) quantitativen Forschung ist es für eineN ForscherIn mit qualitativer Ausrichtung legitim und erwünscht, die Fragestellung und auch die Planung des weiteren Forschungsvorgehens im Verlauf der Forschung zu modifizieren. In erster Linie maßgeblich für solche Entscheidungen ist die Passung von methodischem Vorgehen und zu bearbeitender (und sich ggfls. verändernder) Fragestellung.¹⁹ Die fortschreitende (Re-)Formulierung der Forschungsabsichten und der Vor-

18 Beide Verfahren sind auch kombinierbar bspw. indem in einem ersten Schritt eine quantitative Groborientierung erfolgt, die dann qualitativ ausdifferenziert wird (1. „Wie viele LehrerInnen an weiterführenden Schulen rauchen?“, 2. „Wie definieren LehrerInnen die Kategorien „RaucherIn“, „NichtraucherIn“, „GelegenheitsraucherIn“ etc.“) oder indem zunächst über ein qualitatives Verfahren eine Sensibilität für ein Problemfeld erzeugt bzw. abgesteckt wird und daraufhin eine quantitative Erfassung erfolgt (1. „Welche Versagenserfahrungen machen GrundschülerInnen?“; 2. „Wie viel Prozent der GrundschülerInnen, die bereits eine Klasse wiederholt haben, geben an deshalb diskriminiert zu werden?“). (Vgl. zur Kombinierbarkeit beider Forschungsstile u.a. Kelle 2008)

19 Beide Forschungstraditionen bzw. ihre ProtagonistInnen lernen natürlich sowohl innerhalb der eigenen Szene als auch im Abgleich mit der jeweils fremden Vorgehensweise und erweitern ihre Möglichkeiten. In aktuellen quantitativen Arbeiten werden also z.B. Prozessualität der Forschung oder die Reflexion des ForscherInnenstandpunkts implementiert. Die klassische Bipolarität löst sich also z.T. langsam auf, es gibt aber auch Gegenbewegungen mit der Auswirkung (bzw. Absicht?), die Trennlinie zwischen beiden Paradigmen zu zementieren.

gehensweise wurde insbesondere im Zuge der Entwicklung der Grounded Theory Methodology voran getrieben. (Vgl. u.a. Strübing 2008)

2.4.2 Orientierung am Vorgehen der Grounded Theory

Die Orientierung an Grundsätzen der Grounded Theory bezieht sich u.a. auf das sog. „Theoretical sampling“. Glaser und Strauss verstehen darunter folgendes:

„Theoretisches Sampling meint den auf die Generierung von Theorien zielenden Prozess der Datensammlung, währenddessen der Forscher seine Daten parallel sammelt, kodiert und analysiert sowie darüber entscheidet, welche Daten als nächste erhoben werden sollen und wo sie zu finden sind, um seine Theorie zu entwickeln, während sie emergiert. [...]“ (Glaser/Strauss 1998: 53, zitiert nach Flick 2002: 102)

Zu ergänzen ist im Hinblick auf meine Forschungsarbeit, dass mit „Theorie“ konkrete Verständnisangebote gemeint sind und nicht übergeordnete Erklärungsmodelle. Das Zitat zeigt in jedem Fall, wie stark die Rolle der ForscherInnen in dieser Perspektive hervorgehoben wird. ForscherInnen finden Daten nicht vor, sondern sie entscheiden zielgerichtet, welche Daten für das Forschungsprojekt relevant sind bzw. sein könnten. Zudem entsteht der Datenkorpus sukzessive auf der Basis bereits sondierter oder analysierter Daten. „Auswahlentscheidungen richten sich dabei auf dasjenige Material, das im Lichte des bereits verwendeten Materials und der daraus gewonnenen Erkenntnisse die größten Aufschlüsse verspricht.“ (Flick 2002: 102f.) In den folgenden beiden Kapiteln werde ich zeigen, wie ich im Forschungsprozess verschiedene Datensorten und Feldzugänge kombiniert habe, um konsistente Schlussfolgerungen zu erarbeiten. Die Verantwortung, die Begrenzung des Datenkorpus festzulegen, liegt im Sinne des hier verhandelten Ansatzes ebenfalls eindeutig bei den ForscherInnen. Hier wird in der Tradition der Grounded Theory von der Beurteilung der „theoretischen Sättigung“ gesprochen. „Sättigung heißt, dass keine zusätzlichen Daten mehr gefunden werden können, mit deren Hilfe der Soziologe weitere Eigenschaften der Kategorie entwickeln kann.“ (Glaser/Strauss 1998: 69, zitiert in Flick 2002: 104) Hierzu möchte ich ergänzen, dass es sich in meinem Vorgehen um eine relationale Einschätzung handelt, nach der die Generierung und Analyse weiterer Daten keine signifikante Weiterentwicklung des bereits erreichten Forschungsstandes her-

vorrufen würde.²⁰ Dies lässt sich – zumal im Vorgriff hypothetisch – niemals mit absoluter Sicherheit sagen, ist aber eine notwendige und unumgängliche Entscheidung der ForscherInnen – wenn möglich unterstützt durch Abstimmungsprozesse innerhalb von ForscherInnengruppen oder im Falle der alleinigen Erstellung einer wissenschaftlichen Studie durch Austausch über Forschungsentscheidungen in Workshops, Netzwerken etc.²¹

Im Zuge der Datensammlung habe ich ausschließlich auf sog. „natürliche Daten“ zurückgegriffen. (Vgl. Keller in Brock et al. 2009: 95) Dies bedeutet, dass ich im Zuge meines Forschungsprozesses keine Daten in Form von Interviews, Fragebögen, Beobachtungs- oder Diskussionsprotokollen etc. produziert habe. In meine diskursanalytischen Betrachtungen beider Untersuchungsfelder flossen ausschließlich sprachförmige Daten ein, die von AkteurInnen in den betreffenden Feldern selbst hervorgebracht wurden. Ich füge diese im Sinne des oben beschriebenen „theoretical samplings“ zwar zusammen und interpretiere sie. Sie sind aber nicht zu Forschungszwecken entstanden, sondern stellen Aussagen innerhalb der untersuchten Diskurse dar, die im Rahmen der diskursimmanenten Kommunikation getroffen wurden.

Öffentliche Diskurse – um die es in meiner Studie geht – sind nach Keller (2009) tendenziell dadurch gekennzeichnet, dass sie „Alltagstheorien“ enthalten, meist dualistisch aufgebaut sind, linear und kausal argumentieren sowie eine semantische Unschärfe aufweisen. (Vgl. Keller in Brock et al. 2009: 103) Ich bewege mich dabei in zwei sich transformierenden Feldern, die in ihrer Organisation und den von mir analysierten Aussagen durch Widersprüche, Lücken und Ungenauigkeiten gekennzeichnet sind. Im Zuge der praktischen Durchführung einer „interpretativen Analytik“ (u.a. Diaz-Bone in Keller et al. 2005: 179 - 198) werde ich dies nicht glätten, um vermeintlich „Fehlendes“ ergänzen oder aufklären, sondern ein übergeordnetes Verständnismodell anbieten, wie die beobachtbaren Szenarien als in sich dennoch funktionale Gebilde zu verstehen sind. Ich liefere eine konsistente analytische Darstellung untersuchter kontingenter Praxen. Strübing spricht in diesem Zusammenhang von einem „produzierenden Forschungsstil“, der Forschungsarbeit als „Ringen

20 So stieß ich bspw. auch nach Abschluss der Datenerhebung im Feld des zeitgenössischen Tanzes immer weiter auf Stückbeschreibungen, die annoncierten, sich in forschender und wissensproduzierender Weise einer Frage oder einem Gegenstand zu nähern. Diese – mir u.a. in Form von Newslettern verschiedener Spielstätten oder Festivals zugesandten – Hinweise konnte (und musste) ich ab einem bestimmten Voranschreiten meiner Studie außer Acht lassen, da in den Texten keine neuen und für die Analyse weiterführenden strukturellen oder inhaltlichen Merkmale mehr auftauchten.

21 An dieser Stelle möchte ich insbesondere dem WDA-Netzwerk für die mehrmaligen Feedbacks zu meiner Studie danken (siehe dazu www.diskursanalyse.org/wiki.php?wiki=NetzwerkWDA::NetzwerkWDA).

um Objektivationen“ auffasst. (Vgl. Strübing 2008: 13) In Bezug auf die Rede vom „produzierenden Forschungsstil“ soll angemerkt werden, dass ich meine Ergebnisse dem folgend nicht als 'heraus- oder vorgefundene' Fakten verstehe, sondern als Interpretationsangebot, welches zwar plausibel und nachvollziehbar sein soll, aber gezielt über die vorhandenen Aussagen und Zusammenhänge hinausgeht und eine andere Lesart anbietet. Insofern muss es eine Differenz meiner Erarbeitungen und anderen möglichen Feldanalysen geben – ansonsten hätte ich beide Diskurse lediglich nacherzählt und versucht, möglichst nahe an ein 'Mainstream-Verständnis' heranzukommen. In meiner Studie soll es aber gerade um einen abweichenden Blick auf beide Konglomerate gehen, der das oben erwähnte „zu schnelle Verstehen“ verhindert (auf das wir im Alltag meist angewiesen sind) und eine kritische Reflexion ermöglicht.

Die detaillierte Analyse erfolgt dabei in Form einer diskursanalytischen Betrachtung textueller Dokumente, die weiter unten genauer benannt werden. Jedoch habe ich meine Textanalyse ergänzt durch Besuche von einerseits szenetypischen Orten (Cafés etc.) und Veranstaltungen (u.a. Workshops und Camps) im Bereich der modernen Wissensarbeit sowie andererseits Beobachtungen auf Tanzkongressen und am Rande von zeitgenössischen Tanzstücken in Spielstätten/Theatern. Dies erfolgte aber nicht in Form einer methodengeleiteten Ethnographie, sondern als Ergänzung und zur besseren Kenntnis beider Felder und ihrer AkteurInnen.

2.4.3 Ausblick auf das konkrete methodische Vorgehen

In die vertiefenden Analysen flossen in beiden Feldern je knapp zweihundert Primärdokumente ein, die eine Länge von wenigen Zeilen bis zu einigen Seiten aufwiesen. Mein Untersuchungszeitraum erstreckte sich von 2006 bis 2010. In diesen fünf Jahren wurde zum einen der Entwurf der „Digitalen Bohème“ (2006 erschien „Wir nennen es Arbeit“ von Friebe/Lobo, das als Initialzündung für die Debatte angesehen werden kann) und weitere Parallelkonzepte (wie etwa die „Generation Praktikum“ oder die ausufernde „Prekarisierung“) diskutiert. Zum anderen rief die Kulturstiftung des Bundes Anfang 2006 den „Tanzplan Deutschland“ ins Leben, der die zentrale Triebfeder hinter der Entwicklung um Tanz als „Wissen in Bewegung“ (Gehm et al. 2007) darstellte. Im Verlauf beider programmatischen Entwicklungen entstanden viele Aussagenkomplexe und materialisierten sich Veränderungen in Form von Förderschwerpunkten, Kongressen, Publikationen etc.

Dabei handelte es sich im Falle des Untersuchungsgegenstandes 'Tanz' in erster Linie um Stückbeschreibungen in Form der am Abend einer Tanz-

aufführung ausgeteilten Kurzzusammenfassungen der Tanzstücke. In diesen bringen TänzerInnen, Ensemble oder auch DramaturgInnen des veranstaltenden Hauses/Festivals pointiert zum Ausdruck, wie das jeweilige Stück verortet ist. Hier interessiert mich, wie sich ein Diskurs um die Bedeutung von Tanz in der Kommunikation und Konzeption konkreter Stücke niederschlägt. Hinzu kommen Medienberichte zu Aufführungen und zu den beiden „Tanzkongressen“ 2006 und 2009 in Berlin und Hamburg. Ergänzend wurden verschiedene teilweise wissenschaftliche Publikationen zu Stellenwert und Aufgabe des zeitgenössischen Tanzes einbezogen (etwa Husemann 2009: „Choreographie als kritische Praxis“), die innerhalb des Untersuchungszeitraums veröffentlicht wurden. Abrunden konnte ich diesen Datenkorpus durch die Analyse einzelner Webseiten, Foren und Blogs, in denen die fokussierte Transformatio(n) präsentiert und diskutiert wurde.

Für den Untersuchungsbereich 'Kreative Wissensarbeit' griff ich erstens auf zwanzig problemzentrierte Interviews zurück, die mit ProtagonistInnen der „Digitalen Bohème“, Kleinstselbstständigen, KünstlerInnen etc. unter dem Titel „Wovon lebst Du eigentlich?“²² geführt wurden.²³ Außerdem kamen knapp 100 Mediendokumente zusammen, die ich unter dem Schlagwort „Digitale Bohème“ bei überregionalen Zeitungen und Zeitschriften (print und online) im Zuge der Debatte um die genannte Lebensform herausgefiltert habe. Dabei deckt die Verschlagwortung unter dem Begriff der „Digitalen Bohème“ zwar nicht das gesamte Spektrum des Diskurses um zukünftige Arbeitsformen ab. Es ist aber sichergestellt, dass ausschließlich Beiträge eingefangen werden, die sich mit der Frage einer selbstbestimmten Kleinselbstständigkeit/Arbeitsorganisation befassen. Ohnehin werden in vielen Fällen in diesen Beiträgen Verknüpfungen zu anderen (Teil-)Diskursen (z.B. zum „bedingungslosen Grundeinkommen“, zur „Prekariats“-Debatte, etc.) deutlich. Durch die Fokussierung auf die „Digitale Bohème“ bleibt jedoch immer ein diskursives Zentrum sichergestellt. Weitere Ratgeberliteratur (bspw. zum Weg in die Selbstständigkeit oder zur Veränderung des eigenen Angestelltendaseins) wurde nur oberflächlich auf ihre zentrale Botschaft, Argumentation und Ausrichtung auf dem Titel, im Inhaltsverzeichnis und in der Zusammenfassung auf dem Cover hin untersucht.

Die einzelnen Dokumente („primary documents“) wurden alle in die QDA-Software ATLAS.ti[®] eingespeist. In dieser vergab ich zunächst Codes an re-

22 Morisse/Engler 2007: „Wovon lebst Du eigentlich? Vom Überleben in prekären Zeiten“, München: Piper.

23 Dabei handelt es sich zwar im Interviewdaten. Diese sind aber dennoch aus meiner Forscherperspektive als „natürlich“ einzustufen, weil sie innerhalb der Diskursformation zur unabhängiger Selbstständigkeit (der „Digitalen Bohème“) entstanden sind und ich sie damit als diskursimmanent aufgreifen und analysieren kann.

levant erscheinende Textstellen („quotations“), die die zentralen Aussagen der Textpassage zusammenfassen. Eine Sonderform stellen „In-vivo-Codes“ (Strauss/Corbin 1996: 17) dar, weil in diesem Fall das markierte Wort oder die markierte Textstelle selbst den Code bilden. Dies führt zu einer besonders großen Aussagekraft, da ein in Texten unmittelbar verwendeter Begriff oder eine Formulierung als charakteristischer Code angesehen werden kann. Strübing bezeichnet den Vorgang des Kodierens als „ständiges Vergleichen“ und sieht „Kodieren als den Prozess der Entwicklung von Konzepten in Auseinandersetzung mit dem empirischen Material.“ (Strübing 2008: 18f.) Zu einzelnen Codes schrieb ich Kommentare, in AtlasTi sog. Memos, um neben dem vergebenen Code weitere Informationen und Gedanken (z.B. zu möglichen Verknüpfungen/Verweisen) festhalten zu können. Die Codes lassen sich in der genannten Software in Form von „Familien“ zueinander in Beziehung setzen. Dadurch erhielt ich nach und nach erste Kategorien in Form von Überschriften für verwandte bzw. miteinander in Verbindung stehende Codes(-gruppen). Diese Kategorien sind Bausteine eines entstehenden „theoretischen Konzepts“. (Vgl. Strübing 2008: 18). Der Dreischritt aus Code-Erstellung, Kategoriegewinnung und Relationierung der Elemente wird in der Grounded Theory als „Theoretisches Codieren“ bezeichnet. (Vgl. Strauss/Corbin 1996: 16ff.) Die erste Organisation der Texte durch das Markieren relevanter Stellen, das Kodieren markierter Passagen und die Benennung erster Kategorien nennt sich „offenes Codieren“ (ebd.). Im Zuge des „axialen Codierens“ werden danach die Verbindungen, teilweise auch Hierarchien zwischen den Kategorien herausgearbeitet. Im Zuge meiner Analysen habe ich die Daten innerhalb der beiden „Hermeneutic units“²⁴ zu 'Kreativarbeit' und 'Tanz als Wissenskultur' - also zweier Bedeutungseinheiten in Form von Dateien – immer wieder getrennt voneinander durchgearbeitet, Codes neu vergeben und geändert, „Familien“ umgruppiert usw. Letztlich habe ich einen Teil der dann folgenden Interpretations- und Organisationsarbeit klassisch auf dem Papier bzw. auf Flipcharts etc. durchgeführt und nicht alle Möglichkeiten der Software ausgereizt, sondern mich für eine großflächigere Visualisierung auf Metaplan-Wänden u.ä. entschieden.

Das Aufbrechen der Texte gelang mir zunächst durch das Hervorheben sich wiederholender Aussagen/Elemente. Dies kann als eine Form des „Minimalen Kontrastierens“ bezeichnet werden: Wo werden scheinbar ähnliche Aussagen getroffen, welche Argumente, Bilder, Beispiele etc. ähneln und wiederholen sich auffallend? Welche „Fälle“ im Sinne von Einzeldokumenten können subsummiert werden, weil sie sich stark entsprechen? Demgegenüber

24 Bezeichnung einer Analyseeinheit in AtlasTi®.

zielt das sog. „maximale Konstrastieren“ darauf ab, möglichst große Differenzen und Widersprüche festzustellen, die hervortreten lassen, welche Positionen bezogen werden, wie weit sich das Argumentationsfeld erstreckt und auch, welche Positionen und Bereiche nicht mehr in das Untersuchungssetting fallen.

Dabei ist es hilfreich, mittels „generativer Fragen“, die einem „sensibilisierenden Konzept“ (Flick/von Kardorff/Steinke 2008: 22) folgen, durch die Texte zu gehen: Als was wird Tanz/Bewegung im konkreten Fall verstanden? Welcher Rahmen für das angekündigte Stück wird aufgespannt? Was versprechen die Veranstaltenden dem Publikum? Bzw. für den Textkorpus der 'Wissensarbeit': Welche Hoffnungen auf zukünftige Arbeit werden geäußert? Was wird abgelehnt? Welche Rolle spielt Technologie bei der Umsetzung der neuen Organisationsform von Arbeit?

Eine wichtige Anmerkung bezieht sich auf das von Glaser/Strauss eingeführte „Kodierparadigma“ im Rahmen des sog. „axialen Codierens“. (Vgl. Glaser/Strauss 1998: 78) Darin wird der typische Handlungsweg von AkteurInnen skizziert. Er besteht idealtypisch aus „ursächlichen Bedingungen“ (der Situation, in der sich jemand befindet), zentralen „Phänomenen“ (als Bestandteilen der Situation), dem jeweiligen „Kontext“, den „intervenierenden Bedingungen“, die außerdem in die Situation einwirken, den daraufhin getätigten „Handlungen“ zur Lösung des Problems und darauf folgenden „Konsequenzen“. (Vgl. Strübing 2008: 26) Es wird also ein kausaler und prozessualer Verlauf vorausgesetzt. Dies lässt sich m.E. schwierig mit dem oben vorgestellten diskursiven Verständnis der „Konstruktion von Wirklichkeit“ (Keller et al. 2005) in Einklang bringen. Der diskursanalytische Blick hebt unterschiedlichste Einflussfaktoren, die Unüberschaubarkeit von Ordnungen und – nicht zuletzt – eine „Dezentrierung des Subjekts“ hervor. Deshalb vermeide ich es in meiner Analyse, die gewonnenen Codes, Kategorien und Verbindungen in diese „Matrix“ (Strübing 2008: 25) einzuordnen. Anstelle dessen werde ich empirisch gewonnene Verständnisansätze mit Theorie-beiträgen in Verbindung setzen, um sie einzuordnen und eine größere Tiefe in der reflexiven Durchdringung eines Standpunktes zu erreichen.

Zum Abschluss des „theoretischen Kodierens“ wird im Zuge des „selektiven Kodierens“ (Strauss/Corbin 1996: 94) für einzelne aufeinander bezogene Zusammenhänge (je) eine „Kernkategorie“ (ebd.) festgelegt, die einen Titel für die verhandelte „Geschichte“ (ebd.) abgeben könnte. Außerdem ist angestrebt, einen „roten Faden“ (ebd.) auszuweisen, durch den diese (Teil-)„Geschichte“ organisiert ist. Keller (1998) hat einen ähnlichen, jedoch an der „Deutungsmusteranalyse“ (vgl. u.a. Schetsche 2008) orientierten Ansatz gewählt und arbeitet in seiner Studie zur „gesellschaftlichen Diskussion über Ab-

fall in Deutschland und Frankreich“ (Keller 1998) ein „Interpretationsreservoir“, bestehend aus Begriffen und Diskurselementen, eine „story line“ im Sinne des o.g. roten Fadens und einen Rahmen in Form von Deutungsmustern – vergleichbar mit der o.g. „Geschichte“ – heraus (s. Abb. 1).

Abb. 1:
Kategoriensystem

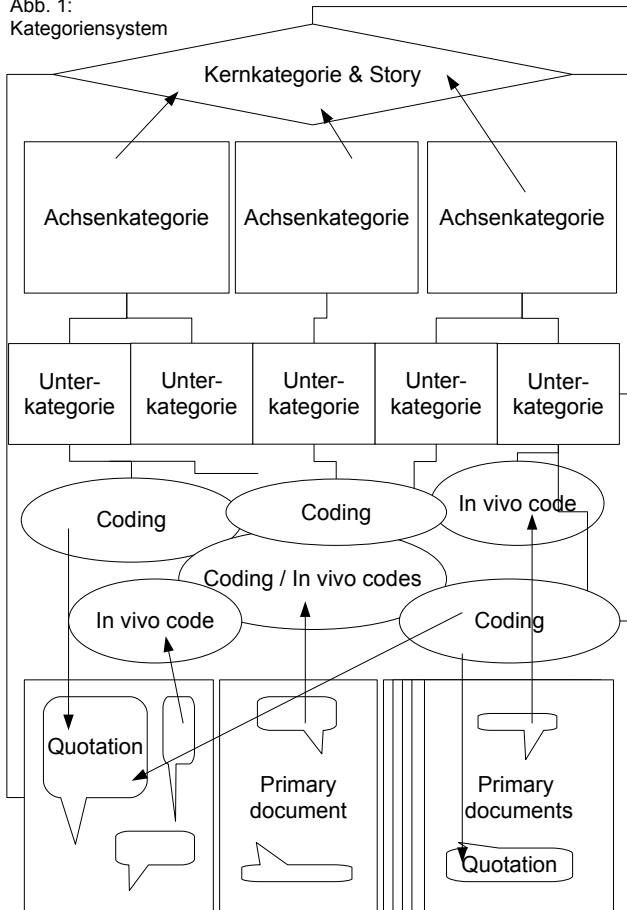


Abb. 1: „Das Kategoriensystem“

Hinzufügen möchte ich den Hinweis, dass im Zuge einer Verwissenschaftlichung der Gesellschaft und einer Vergesellschaftung des Wissens und der Wissenschaft die Trennlinie innerhalb meines Datenkorpus zwischen empirischem Datenmaterial aus dem Feld und einer kommentierenden (wissenschaftlichen) Publikation in vielen Fällen schwer zu ziehen ist. Gehört eine wissenschaftsjournalistische Analyse aktueller Arbeitstrends zum empirischen Korpus oder zum theoretischen Erklärungsrahmen? Wie verhält es sich mit den ProtagonistInnen, die als Privatpersonen in einem Interview Einschätzungen zu einem Sachverhalt abgeben, davor oder parallel aber einen Master in Kulturwissenschaft absolvierten und deshalb Schilderungen mit wissenschaftlichen Ordnungskategorien untermauern? In meinen beiden Untersuchungsfeldern kamen solche Szenarien recht häufig vor. Ich habe mich im Zuge meiner Analysen dazu entschlossen, diese Trennlinie aufzuweichen und beiderlei Quellenarten in die jeweilige Diskursanalyse einzubeziehen. Mein Hauptargument dafür besteht darin, dass nach dem oben geschilderten Diskursverständnis Transformationen auf verschiedenen Ebenen und mit unterschiedlichen Mitteln erzeugt werden. Eine Trennung in „Wissenschaft und Praxis“ ist also nicht nur unnötig, sondern auch nicht zielführend. Beide Ebenen sind Teil sich verschiebender Wissensordnungen.

Es geht in den nachfolgenden Studien nicht darum, herauszuarbeiten, wer (in welchen Allianzen etc.) letztlich warum was in welcher Form getan oder veranlasst hat. Vielmehr benötigt jede Praxis eine Basis, auf der sie stattfinden kann, jede Message eine anschlussfähige Sprache. Wenn z.B. Tanz als Wissenskultur ausgerufen wird, ist im Rahmen dieser Studie nicht so entscheidend, wer dies mit welchen Absichten situativ ausruft, sondern, dass es (sozusagen gesellschaftlich verständlich oder anschlussfähig) ausgerufen werden kann (und damit sagbar ist) und ebenso, wie es argumentativ eingeführt und begründet wird. Ebenso wenig geht die Studie der Frage nach, ob die analysierten Ordnungen in der gesellschaftlichen Praxis funktionieren können oder bereits Erfolg hatten etc. Es ist auch nicht unmittelbar wichtig zu klären, ob in den unterschiedlichsten Fällen praktisch so gehandelt wird und wurde, wie es sprachlich dokumentiert ist. Aufgrund der aus den textuellen Analysedokumenten gewonnenen Ordnungen und Wirkungsweisen kann eine diskursive Logik abgeleitet werden. Diese Grundlogiken sollen als praktische Strukturierungsgrundlagen detailliert herausgearbeitet werden. Somit ist die Analyse auf Textebene der passende Zugang zu meinen Absichten und Fragestellungen. Eine (ethnografische) Analyse weiterer materieller Praktiken (neben der materiellen Praxis der Textproduktion) in beiden Feldern (bspw. in Form einer Videoanalyse von Tanzstücken oder Beobachtungen in Form von Arbeitsplatzstudien) hätte Antworten auf andere Fragen geliefert.

Es sei an dieser Stelle nochmals darauf hingewiesen, dass die Auswahl der Daten in beiden Feldern absichtsvoll zwei Leitmotiven folgte. Erstens war es wichtig, Zeugnisse und Darstellungen direkt aus der jeweiligen Praxis zu erhalten und dazu auf veröffentlichte Positionierungen zurückzugreifen, in denen sich die AkteurInnen mitsamt ihres Tätigkeitsfeldes äußern, also zeigen und positionieren – und darauf basierend analysieren lassen.

Abschließend halte ich noch fest, dass ich mich im Sinne der Grounded Theory entschieden habe, die Kategoriensysteme einseitig aus den von mir erschlossenen empirischen Daten zu generieren und dieser – gemäß den Leitfragen dieser Studie – absichtsvoll und perspektivisch gewonnenen Logik theoretische Erklärungsansätze separat zur Seite zu stellen. Dadurch sollen die LeserInnen klarer erkennen können, welche Dekonstruktionen ich anhand der Empirie vorgenommen habe und welche theoretischen Anknüpfungspunkte dazu im Sinne meiner Argumentation passen. Ein(e) andere(r) ForscherIn hätte eine andere Systematik gewählt.

<http://www.springer.com/978-3-531-19571-1>

Wissen in Arbeit und in Bewegung
Aktuelle Strategien von „LebenskünstlerInnen“ in
Kreativarbeit und zeitgenössischem Tanz
Renout, G.
2012, IX, 257 S. 13 Abb., Softcover
ISBN: 978-3-531-19571-1

Wissen in Arbeit und in Bewegung
Aktuelle Strategien von „LebenskünstlerInnen“ in
Kreativarbeit und zeitgenössischem Tanz
Renout, G.
2012, IX, 257 S. 13 Abb., Softcover
ISBN: 978-3-531-19571-1